

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 46

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Heinrich Schirmbeck

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Rolf Stolz



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 46

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 46

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

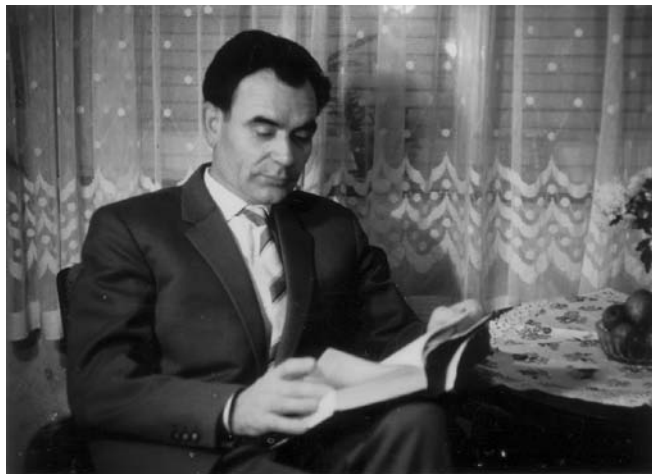
Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2014 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-1044-3
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

<i>Wie ich mich sehe – Versuch einer Selbstdarstellung</i> (1968)	7
Erzählungen	
<i>Wanderung zum Strom</i> (1940)	13
<i>Abschied von Elena</i> (1949)	19
<i>Philemon und Marieken</i> (1936)	36
<i>Blessur in Silberbromid</i> (1949/1977)	43
<i>Marche funèbre</i> (1946/47)	60
Aus dem Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge</i> (1957)	
Kapitel 10: <i>Karl Marx und die Harfenspielerin</i>	65
Auszug aus Kapitel 16: <i>Abschied</i>	70
Kapitel 42: <i>Nachtwanderung</i>	73
Aus dem Roman <i>Der junge Leutnant Nikolai</i> (1958)	
<i>Der Abtrünnige</i> (Auszug)	78
<i>Aus Nikolai Iwanowitschs Tagebuch</i>	83
<i>Einige Wochen später wanderte Schönig ...</i>	88
Auswahl aus den Essays	
<i>Von der Fragwürdigkeit des Erzählens</i> (1943)	93
<i>Falscher Lorbeer</i> (1947)	106
<i>Selbstentfremdung des deutschen Geistes?</i> (1959)	110
<i>Die Kunst ist tot</i> (1968)	118
<i>Umrisse einer Weltsicherheitsgemeinschaft</i> (1984)	122
<i>Voltaire – Ein vulkanischer Vorkämpfer der</i> <i>Menschenrechte im Stilgewand des Erzählers</i> (1947)	142

<i>Der letzte Babylonier – Hans Henny Jahnn</i> (1959)	146
Nachwort	152
Textnachweise	163



Heinrich Schirmbeck, mittlere Jahre.

Wie ich mich sehe Versuch einer Selbstdarstellung

Ich werde zuweilen gefragt, warum das Heimatliche, das Niederdeutsch-Landschaftliche fast überhaupt nicht in meinen erzählerischen Arbeiten zum Ausdruck komme. Der Geburt nach sei ich doch Westfale; hingegen suche man in meinem bisherigen Werk vergeblich nach westfälischen Einflüssen. In Wirklichkeit liegen die Dinge doch etwas anders: meine ersten Arbeiten waren, wie die hier, mit einer Ausnahme, erstmals in Buchform vorgelegten Stücke u. a. zeigen, Landschaftserzählungen, Impressionen aus meiner Jugend, stark von persönlichem Sentiment durchsetzt, von Erinnerungen an Menschen, die mich in meiner Kindheit beeindruckt hatten, Erinnerungen an uralte münsterländische und tecklenburgische Höfe, an düstere Schrankbetten, schwarze Rüschenhauben, Troddelkäppis und mannshohe Porzellanpfeifen mit den bunten Bildern einer Reiterattacke aus dem Siebziger Kriege, Bilder von braunen Moorweihern, riesenhaften Kornscheuern, in denen man zwischen den Garben wie in Schluchten ertrank. Die Manuskripte erdrückten sich gegenseitig in meinen Schubladen, ihr Umfang und das echte gefühlsmäßige Anliegen, das sie verkörperten, hätten sie in meinen Augen gewiß legitimiert, als eine westfälische »Suche nach der verlorenen Zeit« angesehen zu werden, aber ein »echtes gefühlsmäßiges Anliegen«, Sehnsucht nach einem verlorenen Jugendparadies, Weltschmerz, Gefühlsüberschwang, narzistische Selbstbespiegelung sind für sich allein nicht hinreichend, um eine literarische Äußerung zu rechtfertigen. Wenn man erst zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt ist, dann ist man leicht bereit, sich als verkanntes Genie zu fühlen. Die Selbsterkenntnis und der Humor, diese unschätzbare Fähigkeit, alle Dinge in ihrer gegenseitigen Be»dingtheit« zu sehen, sind erst Gaben späterer Jahre. Im-

merhin ist die Tatsache, daß meine erste »Schaffensperiode« – wenn ich mich einmal so hochtrabend ausdrücken darf – heimatlich-landschaftlich geprägt war, und daß sie gerade in dieser Eigenart von der literarischen Welt nicht oder nicht sogleich akzeptiert wurde, von Bedeutung für mein späteres Schaffen gewesen. Das Vertraute, das Naheliegende, das Natürliche wurde in einer Art von Trotzreaktion zunächst verdrängt, um völlig anderen Stoffen und Motiven Platz zu machen.

1934, nach meinem Abitur, ging ich nach Frankfurt am Main, wurde nach einigen Fehlstarts Buchhändler und knüpfte die ersten Verbindungen zu der einzigen Zeitung in Deutschland, die mir in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft einen Rest liberalen Geistes, demokratischer ›humanitas‹, zu bewahren schien. Es dauerte lange, bis ich die ersten kleineren Stücke im Feuilleton unterbrachte: Reiseskizzen, besonders aus Flandern, für das ich, wohl aus niederdeutscher Wahlverwandtschaft, aber auch aus einer romantischen Neigung für die architektonische Poesie dieses Landes, in welchem mittelalterliche Stadtkleinodien im Dornröschenglanz ihrer Verwunschenheit zwischen Kanälen und Pappeln das zwanzigste Jahrhundert verträumten, eine bis heute unverminderte Liebe hegte. De Coster und Georges Rodenbach (»Bruges la Morte«) beeinflussten damals meine literarischen Versuche; jedenfalls spielten mein erster Roman (er ist nie veröffentlicht worden) und meine ersten Erzählungen (Velhagen und Klasings Monatshefte, später die »Frankfurter Zeitung« und die »Neue Rundschau« druckten einiges davon) in flämischem Milieu. Ich erwähne das deshalb in solcher Ausführlichkeit, weil es mir zu beweisen scheint, daß das Erlebnis der niederdeutschen Heimat, durch die Ereignisse zunächst verschüttet, sich hier so etwas wie ein Ersatz-Motiv ausgesucht hatte, um das herum es kristallisieren konnte; denn das Flämische und das Westfälische weisen mancherlei Parallelen auf, worüber die vergleichende Kulturgeschichte und

Völkerpsychologie noch ihr Wörtchen mitzuteilen hätten. Die ersten Novellen, die dann später, gegen Ende des Krieges, gesammelt wurden, enthielten noch einiges von dieser Flamophilie, zugleich stießen sie dann aber in ganz andere Bereiche vor, in die Regionen des Spukhaften, Hintergründigen, Dämonischen. Die spätere Kritik hat diese Arbeiten oft mit den phantastischen Erzählungen Edgar Allan Poes verglichen; ich habe mich gegen diesen Vergleich nicht gewehrt, denn Poe war tatsächlich einer meiner frühesten literarischen Lehrmeister. Poe und Westfalen – sind das nicht unvereinbare Gegenpole? Ich glaube nicht. Man vergleiche einmal eine Erzählung wie »Die Judenbuche« der Annette von Droste-Hülshoff mit irgendeiner der phantastischen Geschichten Poes, in denen es von hellseherischen, mesmeristischen – bei uns zu Lande würde man sagen: spökenkiekerischen – Phänomenen nur so wimmelt, man versuche etwa in dem unheilumwitterten Wasserschloß aus Poes »Untergang des Hauses Usher« eine westfälische Wasserburg zu sehen, wie sie in Annettes Gedichten beschworen wird, dann blitzen auf einmal Verwandtschaften auf, die atemberaubend sind und die noch kein Literaturhistoriker erforscht hat. Um nun den Ring zu schließen: Poe hat keinen besseren Illustrator seiner Erzählungen gefunden als den Flamen James Ensor, dessen apokalyptischer Pinsel durchaus auch am Hellweg oder unter den Wiedertäuferkäfigen von Münster hätte beheimatet sein können. 1944 erschien bei Peter Suhrkamp mein erster Novellenband: *Die Fechtbrüder*, darunter Erzählungen, die leitmotivisch bereits die Themen der späteren größeren Arbeiten anschlugen: Ansätze zu einer Metaphysik des Eros, intellektuelle Emotionen, ein gewisser Romantizismus der Wissenschaft. 1947 kam, ebenfalls bei Suhrkamp, die geschichtsphilosophische Erzählung *Gefährliche Täuschungen* heraus, Präludium eines größeren epischen Projektes, das »Die Dekabristen« heißen sollte und seine vorläufig letzte Fassung in dem 1958 erschienenen Roman *Der junge Leut-*

nant Nikolai fand. 1948 folgte *Das Spiegellabyrinth*: Novellen und Erzählungen aus dem Zwischenreich der Seele, Nocturnos und Capriccios, dem Geiste E. T. A. Hoffmanns und E. A. Poes verpflichtet.

Die Erstfassungen dieser drei Bücher sind während des letzten Krieges entstanden. Nie habe ich später wieder soviel Muße und soviel inneren Elan zum Schreiben gehabt wie damals, als der für einen Intellektuellen beinahe obligatorische Dienstgrad eines Obergefreiten diese Form einer ›Flucht nach innen‹ nahelegte und begünstigte.

Nach dem Krieg arbeitete ich als Redakteur und freier Journalist. Erzählungen, Novellen, kleine Fortsetzungsromane, Essays, Buchkritiken und wissenschaftliche Reportagen erschienen in den führenden deutschen Blättern. Der Rundfunk erteilte mir Aufträge zu größeren literaturwissenschaftlichen und kulturphilosophischen Themen. Derartige wissenschaftliche Übungen blieben nicht ohne Konsequenzen für mein weiteres dichterisches Schaffen: sie leiteten über zum Ideenroman als der mir eigentlich angemessenen Form epischen Schaffens. Die Verwandlung wissenschaftlichen Erkenntnisstoffes in adäquate Kunst, die Veranschaulichung der Abstraktion, die epische Verdichtung des eigentlich nicht Darstellbaren verlangten die Einführung einer Symbolik, welche die Formen der überlieferten Erzählkunst sprengte. Zu diesen formalen Schwierigkeiten gesellte sich eine bestürzende Einsicht: daß die Sprache etwas sehr Grobes und die Wirklichkeit etwas sehr Feines ist. Mit anderen Worten: die Symbole und Begriffe der Sprache besitzen im Vergleich zu den unsagbar vielfältigen und komplexen Erscheinungsformen der Materie eine entmutigend grobkörnige Struktur und können deshalb niemals hoffen lassen, mit ihrer Hilfe die Wirklichkeit einzuholen oder adäquat abzubilden. So probierte und experimentierte ich. Was die Personen anging, so war ich zeitweise entschlossen, die Schablone der Individualität fallen zu lassen. Es schwebten mir Weltlinien vor, Weltlinien etwa

im übertragenen Sinne der relativistischen Feldphysik, die konkrete Situationen des raumzeitlichen Kontinuums aneinanderreihen und so Abbilder transzendenter Ereignismodelle gäben. Mein Unternehmen gedieh nur langsam. Da es mir aber zunächst weniger auf das Ergebnis ankam als auf den Prozeß, der zu diesem Ergebnis führen sollte, und da ich vor allen Dingen darauf aus war, an einem Versuch zu zeigen, daß die historisch gewordene Sprache trotz aller Verfeinerung nur ein antiquiertes Werkzeug im Vergleich zu der stets komplexer werdenden Wirklichkeit sei, sah ich zunächst keinen Grund, den Weg zugunsten eines konkreten Ergebnisses zu ändern. Es entstanden interessante Fragmente. Der Stoff zerfloß mir unter den Händen. So blieb denn, wenn überhaupt menschlich Relevantes entstehen sollte, nichts übrig, als vorerst zur traditionellen Form des Romans zurückzukehren. *Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey*, ein zum Teil autobiographischer Wissenschaftsroman, der sich in die Tradition des deutschen Bildungs- und Entwicklungsromans einreihet, ist das Ergebnis meines Bemühens, die Kluft zwischen den Denkformen, wie wir sie bisher zu üben gewohnt waren, und den Anforderungen, die eine entfesselte Wissenschaft an unsere Vorstellungskraft stellt, auf der Ebene der dichterischen Imagination zu schließen.

Wissenschaftlicher Schriftsteller und künstlerischer Gestalter: diese polare Zweiheit (die ja nicht immer eine Zweiheit gewesen ist: man vergegenwärtige sich Beispiele wie Lukrez, Leonardo oder Goethe) auf einer höheren Ebene wieder zur Einheit zu verschmelzen, ist eines der Anliegen, die mich bei meinen Versuchen leiteten. Es scheint allerdings (noch) so, als ob ich in der gegenwärtigen deutschen Literatur in diesem Bestreben eine fast singuläre Position einnehme und als ob jener Kritiker recht habe, der da schrieb: »Er (Sch.) hat eine Grundkonzeption von Dasein, Erkennen und Dichten geschaffen, die bisher völlig einsam dasteht.«

Meine erzählerischen Werke, aber auch meine essayistischen und wissenschaftlichen Arbeiten, kann ich heute nur als Vorstufen, als tastende Experimente auf dem Wege zu einer Literaturform verstehen, deren dringendstes Anliegen es ist, die Bewußtseinsmutation des Menschen, die von der Methodik der Wissenschaft ausgegangen ist, im individuellen und sozialen Felde sichtbar zu machen. In diesem Sinne scheinen mir diese Versuche trotz mancher Unvollkommenheit nicht vergebens gewesen, ja ich darf sie in ihrer Gesamtheit vielleicht sogar als etwas betrachten, das im Themenfeld der Gegenwartsliteratur eine neuartige, aber nichtsdestoweniger seit langem fällige Komponente darstellt.

So wird zwischen den frühesten Zeugnissen meiner erzählerischen Phantasie, wie sie in den Stücken dieses Bändchens zum Ausdruck kommt, und den Arbeiten der letzten Jahre, die auf Bewußtseinsklärung und Selbstverständnis des Menschen in einem Zeitalter zielt, da er beginnt, die Wissenschaft als Mittel seiner Selbsttransformation zu benutzen, so also wird zwischen diesen äußersten Gegenpolen dennoch das Gemeinsame und Verbindende sichtbar: es ist die Neugierde auf den Menschen, die wiederum in der Sprache aufscheint, denn nur in der Sprache gelangt der Mensch zum Verständnis seiner selbst. Daneben verblaßt das Biographische; im Grunde ist es unser aller (der Schreibenden) heimlicher Ehrgeiz, einst mit Hermann Broch sagen zu können: »Wir haben alle keine eigentliche Biographie; wir haben gelebt und geschrieben, und das ist alles.«

Wanderung zum Strom

Am Morgen, als die Sterne wie zitternde Milchflecke noch am Himmel hingen, traf ich Elena am Ausgang der Zechensiedlung. Ich hatte das Fahrrad unseres Schustergesellen bei mir, der bis in den hellen Mittag hinein schlafen würde, wenn ihn mein Großvater nicht zum Kirchgang heraustrommelte. Wir fuhren ein Stück den Kanal entlang, der ruhig und spiegelblank dalag, halb schwarz noch, als schliefe sein ungeheurer Leib, halb von grauen Dämmerlichtern umspielt, die er schweigend in sich hineintrank. Die Räder knirschten leise auf dem Kies des schmalen Pfades an der Seite der Uferböschung, das Wasser roch herbe und bitter. Vor uns erhob sich, auf weißschimmernden Betonpfeilern ruhend, das mächtige Gerüst einer Eisenbahnbrücke, die den Kanal überspannte. Wir trugen unsere Räder die Böschung hinauf und schoben sie den schmalen Bohlensteig neben den Schienensträngen entlang. Die Balken hallten dumpf unter unseren Tritten. Durch die Lücken sahen wir den dunklen Spiegel des Kanals. Dünne Nebelstreifen krochen zu uns herauf und wanden sich wie Schleier um unsere Beine. Dann begann die Brücke von Träger zu Träger dröhnend zu schwingen. Heißer Rauch umspülte uns, es roch nach feurigem Schmieröl und glühender Schlacke, Funken spritzten uns ins Gesicht. Drinnen in den Wagen lag noch künstliches Licht wie eine kalkweiße Lake über verschlafenen, übernächtigen Gesichtern, die vorbeihuschten wie Figuren aus einem Bilderbogen. Ein dumpfer Nachhall, eine schrille Leere, und wieder stand das Grau des Morgens um uns.

Wir fuhren ein Stück durch Wiesen und an reifenden Kornäckern vorbei. Hier und da leuchteten die gekalkten Außenwände einsamer Kotten zu uns herüber. Fernab standen die hohen Pappeln und Eschen eines grauen Wasserschlosses. Der Silbertropfen der Venus und die haardünne Mondsichel hingen als einzige Gestirne noch am Him-

mel. Lerchen tirilierten verzückt in schwindelnder Höhe, und die Tauben regten sich zu erstem Flug. Elena fuhr voran. Ihr Rock aus kariertem Tüll bauschte sich in der Morgenbrise, als gehöre er zu den schweigenden Dingen des Morgens. Immer noch nahmen die Roggenäcker zwischen den staubigen Zechensiedlungen, den Schächten und Hüttenwerken kein Ende. Als es heißer wurde und wir Durst bekamen, lehnten wir die Räder gegen den Ackerrain und pflückten uns von den halbreifen Ähren. Wir lagen im flimmernden Gras, die Gesichter dem leuchtenden Himmel zugewandt. Durch die zitternden Grannen betrachteten wir das blaue Gewölbe über uns, wie man das Meer durch ein Geflecht von Wanten und Tauen betrachtet. Winzige rote Tierchen wippten und tänzelten auf den federnden Grannen. Die Hitze, der Wegstaub und der Duft des Roggens drangen uns in Mund und Nase wie ein betäubender Seim. Die ausgespellten Körner sammelten wir in der Hand. Sie waren noch halb grün und von milchigem Saft geschwellt. Süß schmeckten sie und kühlten den Durst. Wir fuhren weiter. Seltener wurden die Äcker, seltener die Wiesen mit den weidenden Ziegen. Es kamen Straßen mit holprigem Basaltpflaster, an deren Seiten endlose Reihen staubig-roter Mietshäuser standen, hie und da von einem grellangestrichenen Öltank, einem kahlen Fuhrpark unterbrochen. Kinder spielten in verwaschenem Kattunzeug auf dem sonnenheißen Pflaster vor den Häusern. Mit Kreidestümpfchen malten sie groteske, struppige Figuren auf die grauen Granitplatten. Mit ihren flinken, schmutzbeklebten Fingern haschten sie nach den bunten Murmeln, die sie in die Spüllichtgossen und ausgekratzten Erdgrübchen kollern ließen. Die Kinder allein heimelten uns an in dieser fremden Gegend, denn die Spiele, die sie spielten, die Gebärden, die sie dabei machten, erkannten wir als die unsrigen. Still und dunkel wurde es, wenn wir zwischen den Reihen der hohen Gaskessel einherfuhren. Sie standen ernst und unheimlich, als sähen sie einer Beerdigung zu.

Eine breite, glänzende Straße nahm uns auf. Zu beiden Seiten standen gestutzte Alleebäume. Blitzende Autos huschten vorüber, als führen sie auf Samt. Aus der Ferne tauchte ein mächtiges, silbernes Schimmern auf und wuchs immer höher. Wir sahen die mächtigen Bögen der Brücke, die den Strom überspannt.

Die Kühle schlug herauf und ließ uns den Schweiß auf den Schläfen spüren. Wir lehnten uns über das Geländer und schauten ernsthaft in die Tiefe, als solle sich ein Theatervorhang öffnen. Da zog ein Qualliges, Weißstrudeliges, Grünes daher. Es zog die Blicke mächtig in die algengrüne Tiefe und zog sie fort, als seien sie an dicke Tau gebunden. Kühl und gläsern stieg es herauf und schmeckte bitter wie ein würziges Kraut. Es war ein Ungeheuerliches und Riesenstarkes, ein Lindwurm, der den Tiefen der Erde entquollen war. Er spielte und tanzte in allen Lichtern der Sonne, entpuppte und häutete sich ohne Ende.

Aus den Erzählungen der Leute trug ich tausend farbenprächtige Bilder von dem großen Strom in mir: Große Schiffe mit den Flaggen vieler Völker trage er, und gewaltige Dome neigten ihr Antlitz über seinen Spiegel. Mit köstlichem Saft schwelgte die Sonne auf seinen Hängen die Rebstöcke. Zerfallene Burgen ständen ein stolzes und trauerndes Spalier. Kriegsheere seien hundertmal über seinen mächtigen Leib hinweggestampft, über die Goldschätze, die in seinen Tiefen ruhten, und die rundgeschliffenen Granitblöcke, die er Zoll um Zoll dem Meere zuwälze. Viele weitklingende Dinge hatte ich von dem Strom erzählen hören. Nun schwanden die Entzückungen dahin vor einem unbändigen Brausen und Rauschen.

Die Zöpfe des Mädchens baumelten in die grüne Flut hinter und ließen die Sonnenstrahlen lustig hinauf- und hinunterklettern. Schleppkähne mit glitzerndem Kies zogen vorbei. Männer in blauen Kitteln liefen auf den schmalen Seitenplanken, schöpften Wasser mit rasselnden Eimern und spülten die geteerten Decks. Sie sahen empor und

lachten. Das Rumpeln der Lastwagen ließ unsere durchgestemmtten Knie erbeben, und das Schwanken der Brückenbogen stahl sich in unsere Glieder. Das Mädchen sagte mit blassem Gesicht: »Laß uns weggehen von dieser Brücke. Sie schwappt wie ein Seil.«

Am Nachmittag gingen wir barfuß durch die Stromwiesen. Das hohe Riedgras verschnitt unsere Fußsohlen, die blanken, glattgewaschenen Kiesel, von metallischen Äderchen durchzogen, sprangen vor uns auf. Wir gingen dem Strom entgegen und spürten, wie die lauen, gelbgrünen Wellen geschmeidig wie seidene Bänder an unseren Knöcheln vorbei schlüpfen. Der Himmel hatte sich umdunstet und hing gelb über Strom und Wiesen, über den Fabriken und Stahlgerüsten am anderen Ufer. Wir jagten die schreienden Möwen auf, die auf den schwappenden Wellenbergen auf und niederwippten und mit dunklen, höhnischen Augen zu uns herübersahen. Krächzende Schwärme blauschwarzer Krähen flatterten durch die dunstige Luft und sahen gierig auf einen geblähten Hundekadaver hinab, der im Strom dahintrieb.

Wunderliche Worte steckten mir in der Kehle. Durch das seichte, grügelbe Wasser sah ich die weißen Füße des Mädchens schimmern, darauf blaue Äderchen wie ein Geflecht sich abzeichneten. Ich nahm ihre Hand und wies auf die zierlichen Zehen, deren mittlere zwei durch ein Schwimmhäutchen aneinandergewachsen waren. »Du bist ein Nix.« Das Mädchen nickte nur und sah mit ernsten Augen auf das Wasser.

Mir fielen die wunderlichen Erzählungen meines Großvaters ein, daß alle Geschöpfe zu Anfang im Wasser gehaust hätten, freilich nicht in den bunten mannigfachen Gestalten, die wir erblicken, sondern in einfachen Formen. Einige dieser urzeitlichen Gebilde schwammen noch jetzt in verschiedenen Wassern und Tiefen herum, als blindes Lanzettfischchen, als grünschleimige Seekugel für immer verdammt, ihr steckengebliebenes Leben unter groß und

schön gewordenen Brüdern und Schwestern weiterzuschleppen.

Ein großes, schauervolles Fließen regte sich von allen Seiten in tausend Gestalten und umgab uns im Wellenschlag des Stromes, im unaufhaltsamen Rollen und Weiterwaschen der Kiesel und Glimmersteine. Es sah uns an aus den dunkelgrünen Flußalgen und Tangen, aus den blanken Leibern der vorbeitreibenden Stichlinge und dem Flug der kreischenden Möwen. Es tönte aus dem Stampfen der Flußdampfer, aus dem gemächlichen Gleiten der Schleppkähne und aus dem lallenden Gesang der Schiffsmänner. Es rauschte im Wechselspiel der bleichdunstigen Wolkenfärbung, im Trappeln der grauen Schafherden, die seitwärts über die Wiesen zogen. Es roch aus dem faulig-süßen Duft des Wassers.

Wir setzten uns auf einen grünbemoosten Granit im Ufersand und ließen die Füße ins Wasser hinabbaumeln. Es wurde kühler, herber roch das Wasser, tiefer wurde der Flug der Lachmöwen. Der große, grüne Strom ging an uns vorbei wie eine Ader, die nie ausblutet.

Wir hatten vergessen, nach Hause zu gehen. Die Stadt, die unsere Heimat war, schien uns so fern. Die ersten Sterne standen am Himmel. »Die sind doch fest, und Gott hat sie aufgehängt«, sagte das Mädchen. »Gott hat sie aufgehängt, und nie hören sie auf zu kreisen.« Ich mochte nicht sagen, was mich der Großvater gelehrt, daß sie aus Nebel entstünden und in Nebel zergingen, daß sie kreisten und gewaltsam nach außen trieben, als wollten sie den Weltenraum sprengen. Daß die Klarheit, mit der sie auf uns hinableuchten, nicht sei, daß die Ordnung ihrer Figuren nicht sei, daß ihre Leuchtkraft wechsele. Alles dünkte mich verloren an diesem Abend.

Auf einmal war ein mächtiges Trappeln hinter uns, als rühre sich eine große, dunkle Trommel im Boden. Es dämmerte immer mehr, und die Lichter der großen Stadt, aus der wir am Mittag hinausgewandert waren, flimmerten jenseits des Stroms. Wir erhoben uns von dem algenbewachsenen Granit und standen mitten in der stoßenden,

polternden Schafherde. Die Kühle des Abends und die Feuchte des dunkelnden Stromes hatte uns eben noch berührt, nun war es wieder warm, wie in einem weichen Pfühl stickigen Heues. Der heiße, feuchte Atem aus tausend blökenden Kehlen umschlug uns. Weißer Rauch stieg aus den Wiesen und zwischen den wolligen, hoppelnden Leibern empor und nahm uns mit in den warmen, dunklen Strom. Mit müden Füßen stolperten wir über das kühle, scharfe Riedgras, über die rundgewetzten Kiesel. Mit den Händen krallten wir uns in die krause, scharfriechende Wolle der Herde. Die Hunde liefen vorbei mit hängender Zunge und leuchtendem Gebiß. Rot schimmerten ihre Augen in der Abenddämmerung. Der Hirt stapfte vorbei, den breit-schlappigen Hut ins Gesicht gezogen, eine schwelende Stummelpfeife zwischen den Zähnen. Alles vereinigte sich wieder zu dem großen Strom: das rauschende Wasser uns zur Seite, die blind getriebenen Tiere, die jagenden Hunde, der Wind in unserem Rücken, das Plätschern und Waschen der Kiesel und das unruhvolle Wandern unserer Gedanken. Dann standen wir wieder allein unter dem klaren Himmel. Seitab grummelte die Herde im Pferch. Über dem Strom glühte der rote Schein der Schmelzöfen. Wir kamen an einen duftenden Holunderbusch, der mitten in den Wiesen stand. Wir griffen mit den Händen in das dunkle, zitternde Laub und aßen von den kühlen Trauben. Wie süßer Wein flossen sie in den Mund. Langsam träufelten sie den Schlaf in unsere Augen. Wir legten uns nieder, eng beieinander und sahen wie im Rausch hinauf in das raschelnde Blattwerk.

Abschied von Elena

Du hattest es immer mit der Sonne, schon in deiner Kindheit. Weißt du noch, Elena, wie du neben mir und meiner Mutter, während draußen die Maschinengewehre der Spartakisten ratterten, in einer Kartoffelkiste unseres Kellers lagst, die meine Mutter notdürftig mit Säcken ausgepolstert hatte? An der Wand, von der wir über dem Kistenrand ein Stück sahen, liefen die Schatten von Beinen vorüber; hin und wieder splitterte das Glas von Schaufensterscheiben; eine Frau schrie spitz und gellend, als zöge man ihr lebend die Haut vom Leibe, und dann trippelten wieder Ratten durch eine Abflußröhre. Du warst ruhig und ohne Angst, während ich neben dir lag und deine Hand hielt. Wieder hattest du das Matrosenkleidchen an und dazu rote Söckchen und lackierte Halbschuhe, die manchmal, wenn ein Lichtschein in den Keller fiel, aufschimmerten wie Glaspanzertoffeln. Deine Hand war kühl und glatt, meine zitterte und schwitzte. Ich schämte mich meiner Angst, aber je mehr ich mich schämte, desto stärker wurde das Dröhnen des Pulses in meinen Ohren. Endlich schliefen wir ein und blieben die ganze Nacht in der Kiste. Als ich aufwachte, waren deine Augen schon aufgeschlagen und sahen ruhig zur Decke. Deine Hände aber hielten ein kleines, mit Rubinen besetztes Kreuz, ein Geschenk deiner Petersburger Großtante, das du ständig um den Hals trugst, und dann sprach deine Stimme ein russisches Gebet. Dreimal küßtest du das Kreuz. An der Mauer uns gegenüber zeichnete sich ein kleiner, runder, ganz heller Fleck ab, der von farbigen Ringen umgeben war.

»Die Sonne«, flüstertest du entzückt, »die Sonne ist zu uns in den Keller gekommen und hat sich ganz klein gemacht. Ich könnte sie in meine Hand nehmen«, und du rundetest ganz leicht die Finger, als wolltest du einen Ball umschließen. Draußen rumpelten Wagen vorbei; immer noch hallten vereinzelte Schüsse, und dann war ein lautes Stimmen-

gewirr im Hausflur; Soldatenstiefel schlugen auf die Fliesen, Kalk rieselte von der Decke uns ins Gesicht, du begannst plötzlich zu weinen und nach deiner Mutter zu rufen, aber deine Mutter war in dieser Nacht erschossen worden, und dein Vater befand sich auf der Flucht. Du wußtest das alles noch nicht, aber du ahntest es und schlangst plötzlich deine kleinen weißen Arme um meinen Hals, und ich spürte den Salzgeschmack deiner Tränen. Noch einen halben Tag lagen wir in der Kiste. Meine Mutter brachte jedem von uns einen runzligen Apfel und ein steinhartes Brötchen, an dem wir stundenlang herumkauten, bis es ihr gegen Mittag gelang, aus der Feldküche einen Napf mit Erbsensuppe zu ergattern, über die wir uns gierig hermachten. Solange sich dein Vater verborgen halten mußte, bliebst du bei uns in Emscher. Erinnerst du dich an die Stadt, in der wir aufwuchsen? Emscher war damals eine Siedlung wie viele andere auch zwischen Lippe und Ruhr: ein Bastard aus Romantik und Häßlichkeit. In den Hohlräumen des Straßenskelettes verquirlten sich Gärten, Komposthaufen, Schuttplätze und Sandgruben, in denen man an Sommertagen wie in Wüstenkratern verschwand. Aus dem Dunst des Horizontes ragten die Fördertürme der Zechen. Der südliche Teil der Stadt steht auf altem Sumpfboden. Damals gab es noch Leute, die in ihrer Jugend erlebt haben wollten, wie man die letzten Wildpferde des Emscherbruchs einfing. Schilfdickichte, Tümpel und versumpfte Wiesen waren das Paradies, in dem wir herumtollten, immer in engster Nachbarschaft der Abraumhalden und Schlote. Wo einst Rudel zotteliger Wildpferde im Schlamm gestampft hatten, da dehnten sich jetzt die Bergarbeiterkolonien. Ihre Bewohner stammten zumeist aus dem Osten, sie sprachen polnisch, fluchten polnisch und beteten polnisch. An Sonntagen legten die »Matkas« ihre buntdurchwirkten Kopftücher mit den goldenen Fransen um und gingen laut schnatternd zur Messe. Auch meine Großeltern von Mutterseite her sprachen noch polnisch. Sie waren in den neunziger

Jahren aus der masurischen Seenplatte zugewandert. Der Glanz der Gründerjahre, das schwarze Gold zwischen Ruhr und Emscher hatte sie hergelockt. Nun saßen sie in ihrer schmutzigen Mietskaserne, einem häßlichen Eckhaus mit rostroter Brandmauer, auf die ein biederer Anstreicher in großenwahnsinnigem Künstlerrausch einen feisten, bierbrauenden Mönch in Tonsur und Kutte gemalt hatte, die wahrhaft geniale Spekulation eines Wirtes auf die ausgedörrten Kehlen der Kumpels. Mein Großvater, ein Mystiker, hatte in jungen Jahren die Fischwaide eines ostpreussischen Gutsherrn besorgt, war, weil er eine halbblöde Magd mit seinem Spintisieren in den Tod getrieben haben sollte, aus dem Dienst gejagt worden und hatte sich der Schusterei zugewandt. Dieses Handwerk ernährte ihn und seine große Kinderschar indessen nur so dürftig, daß er sich dem großen Zug nach dem Westen anschloß, wo er jetzt saß, mürrisch, verdrossen, der alten Heimat nachtrauernd, ein verschlossener Spekulierer, der die Arbeit unter Tage nicht lange ausgehalten hatte, eine kleine Invalidenrente bezog und das Fehlende durch Schusterei und Aufnahme von Kostgängern hinzuverdiente. Seine Frau, meine Großmutter, soll in ihrer Jugend eine temperamentvolle Schönheit gewesen sein. Obwohl durch viele Wochenbetten vorzeitig verblüht, war sie immer noch eine rastlos tätige und pläneschmiedende Frau, deren Unruhe dem sinnierenden Mann das Leben vergräunte. Vornehmlich ihre innigen, um nicht zu sagen: bigotten Beziehungen zum lutherischen Klerus verbitterten ihn; der sonst so ruhige Mann geriet in Jähzorn, wenn er sich in seinem Spekulieren von der Orthodoxie angegriffen fühlte. Wir beide waren oft Zeugen dieser Ausbrüche, denn seit meine Mutter einen großen Teil ihrer Zeit in Krankenhäusern zubrachte, lebten wir im Haus meiner Großeltern. Hier waren auch noch die Schwestern meiner Mutter, zwei Tanten, die nur wenig älter waren als ich selber, schnippische Geschöpfe, die Charleston-Platten auf heiseren Grammophons abschnurren ließen oder ge-

hetzte Rendezvous mit ihren Liebhabern zwischen Ziegenställen und Waschküchen hatten. Mit den beiden Schustergesellen heckten sie allerlei Allotria aus, drehten dem Alten eine lange Nase und suchten auch dich und mich, gutmütig und gönnerisch wie sie waren, in ihren Schabernack hineinzuziehen. Aber ich fühlte mich in diesem Trubel als Fremdling. Das Heimweh nach der Mutter trieb mich in die abgelegensten Winkel.

Oft machte ich dich zur Vertrauten meines Kummers. Weißt du noch, wie wir an einem brutheißen Nachmittag die Zechenhalde zu erklettern versuchten? Auf Händen und Knien kriechend, schoben wir uns das wüste Gelände hinan, an ausbröckelnden Vorsprüngen uns haltend, bis wir irgendwo in einer Regenrinne einen Platz zum Verschnaufen fanden. Wir sahen in die Tiefe und fühlten die Hitze des Steins an unseren Schenkeln. Der Schlackenstaub brannte in unseren Augen, unsere Knie bluteten. Da lag die Kette der Halden, schillernd in schwarzbläulichen und rötlichen Tönen, hier und da von flechtenartigem Grün überkrochen, funkelnd von Schwefelkiesen und Glimmerblättchen, eine unheimliche Landschaft. Wir zählten die Fördergerüste mit den gegeneinander sich drehenden Seilscheiben. Wir irrten mit den Augen im Gespinnst der Schienenstränge und sahen Löschdampf aus den Retortenöfen in dicken Puffen gen Himmel steigen. Unsere Sinne waren überwältigt von Licht. Du aber, die sonst so Lebendige, lagst wie eine Tote an meiner Seite. Dein Gesicht mit den geschlossenen, rötlich bewimperten Lidern erschien mir mit einem Male fremd wie das Antlitz einer Göttin aus honigfarbenem Stein. Und fremd war plötzlich auch die Kette der Halden, rosa leuchtend gleich versteinerten Flamingos, bis sie sich, gegen Abend noch einmal in höllischer Pracht aufglühend, nach dem Untergang der Sonne in ein dunkles Violett verfärbten.

In dieser Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich befand mich am Ufer der Emscher. Sie floß in einer

Schlucht, deren Böschungen von dunkelgrünem Gras bedeckt waren. Keine Blume blühte hier, kein Falter wiegte sich auf einem Kelch, und selbst das Gras hatte die Farbe von Leichengras; seit Ewigkeiten schien es von keinem Sonnenstrahl getroffen, von keinem Lufthauch berührt worden zu sein. Ich erinnere mich, im Traum ein unerklärliches Wohlgefallen an dieser Landschaft empfunden zu haben. Der Spiegel des Wassers kreiselte in öliger Trägheit dahin. Wenn ich auf ihn starrte, glaubte ich, auf die irisierende Haut einer Schlange zu sehen, die sich ohne Anfang und ohne Ende durch dieses Todestal dahinschob, sich schupppte, ringelte, kräuselte und in makabren Tönen aufschillerte. Und mit einem Male wußte ich, daß ich mich an den Ufern eines Flusses der Unterwelt befand. Und wie ich so saß, kamst du über das Gras geschritten, in deinen roten Lackschuhen, leicht und unhörbar, wie ein Nebel, der sich zu einer menschlichen Gestalt verdichtet hatte. Bücktest du dich, dann fiel dir das braun-rötliche Haar über Stirn und Gesicht. Aber warum bücktest du dich? Es gab hier ja keine Blumen zu pflücken, keine Früchte aufzulesen. Und doch hieltest du die Zipfel deiner Schürze zusammengerafft über einer unsichtbaren Fracht, die das Tuch in leichten Dellen spannte. Schon warst du mir ganz nah und bücktest dich wieder nach etwas Kugeligem, Hellem, und ich dachte: »Nun hat sie sie endlich gefunden, die schneeweiße Kastanie, nach der sie so lange gesucht.« Ein versonnenes Lächeln lag über deinem Gesicht, als du an mir vorüberschrittest; du sahst mich wohl und blicktest mich freundlich an, aber du sprachst nicht. Eine unendliche Vertrautheit, die keines Wortes bedurfte, schwebte zwischen uns. Wir waren vereint auf den dunkelgrünen Wiesen der Unterwelt, und jeder von uns ging den Entzückungen nach, die ihm das gewöhnliche Leben nicht gönnte.

Merkwürdig nur, daß ich bisher immer geglaubt habe, du hättest in jener Traumnacht weiße Kastanien aufgelesen. In

Wirklichkeit müssen es Pilze gewesen sein, kleine weiße Champignons, Früchte des Todes und der Vergängnis, wie sie einzig und allein auf den Wiesen der ewigen Dämmerung gedeihen. Du warst immer eine Pilznärrin, wie übrigens Ruth, Mayflowers Frau, auch. Sie züchtete Pilze in den Kellern ihres Instituts. Und ich sehe dich heute noch, wie du gleich einer barfüßigen Dryade mit deinen kleinen weißen Händen verzückt in der Humuserde schürftest. Am liebsten hättest auch du künstliche Beete in unserem Keller angelegt, um die Gourmets unter unseren Gästen mit Champignons zu laben. Aber ich tat alles, daß keine Gäste kamen, und vor allem keine Gourmets, denn ich selbst konnte mich wegen meiner kranken Leber nie richtig sattessen.

Denkst du noch an die Bodenkammer im Haus des Großvaters? Der alte Mann war nicht nur ein Mystiker, sondern auch ein Sammler, der in skurriler Leidenschaft für seltenes Getier und seine bildliche Wiedergabe hier allerhand Blätter und vergilbte Stiche von exotischen Insekten und Pflanzen angehäuft hatte. Die Kammer glich einer Hexenküche mit ihren Retorten und Kolben, Spirituspräparaten, aufgespießten Schmetterlingen und eingedörrten Eidechsen. Es roch nach Moder, Tod und Vergängnis. Motten flogen in der Dämmerung umher und ließen sich von den schrägen Lichtstrahlen blenden. Manchmal hörte man das Trippeln der Mäuse.

Du liebtest die Kammer, und sooft es ging, schlichst du mit mir hinauf. Wie eine Katze rolltest du dich in dem abgewetzten Plüschsessel zusammen, blinzeltest mit den Augen und ließest mich in den Kisten kramen. Eines Abends waren wir wieder oben. Ich glaube, es war die Geschichte des Bergmannes aus den Gruben von Falun, der an seinem Hochzeitstag im Stollen verschüttet wurde, bis seine Leiche nach einem Menschenalter – die Braut war inzwischen ein altes Mütterchen geworden – unversehrt wieder ans Tageslicht kam – ich glaube, es war diese Geschichte von Johann

Peter Hebel, die ich dir vorgelesen hatte. Du lagst auf einem Fell und sahst in die Dämmerung hinaus. An deinem nackten Fuß war ein Brandmal. Am Tage vorher warst du auf der Halde in schwelende Kohle getreten: es brannte manchmal auf der Halde; und immer hatte man bisher das Feuer gelöscht. Aber diesmal fraß der Herd weiter in die Runde. Durch die Schicht der Aschen und Schräme glomm es fahlrot wie ein kleiner Krater. Es muß das Bewußtsein des langsam fressenden Feuers gewesen sein, das an diesem Abend unsere Sinne mit Unruhe erfüllte. Ich fühlte es schwül und fiebrig in meinen Gliedern zucken. Auch die alte Petroleumlampe, die uns sonst hier oben leuchtete, hatte ich heute vergessen anzuzünden. Die gewohnten abendlichen Geräusche drangen gedämpft an unser Ohr; ganz dünn tönte das Quieken der Schweine, die auf ihr Abendfutter warteten. Der Großvater schusterte wohl noch; das Pochen der Hammerschläge hallte dumpf im Gebälk. Eine meiner jungen Tanten trällerte ein sentimentales Liedchen in der Küche.

Draußen aber brannte die Halde. Je dunkler es wurde, desto deutlicher erschien der Glutfleck. Er lag ganz still da, dem fluoreszierenden Auge mancher Seetiere vergleichbar, die lauernd in die Nacht starren. Da sprangst du auf und sagtest:

»Reinhold, wollen wir den Tod spielen?«

Du tanztest zur Wand und holtest zwei Klingen herunter, Erinnerungsstücke an die Militärzeit des Großvaters. Ich nahm einen der Säbel, den anderen behieltest du, und wir begannen zu schlagen und zu parieren, wie wir es früher schon zuweilen getan hatten. Hell schlugen die Klingen aufeinander und fingen das letzte Licht auf, bis ich, an diesem Abend matt und wenig zum Spiel aufgelegt, den tödlich Getroffenen mimte und zu Boden sank. So hatten wir es immer gespielt. Ich lag regungslos auf den morschen Dielen; im Hause war es ganz still. Es war so still, daß ich das weiche, moderige Flügelschwappen eines Nachtschmet-

terlings hörte, der durch die Luke in die Kammer geflogen war. Vielleicht hatte er seinen Leib gebrochen, es war wieder still. Auch der Großvater schusterte nicht mehr.

Da lauschtest du auf meine Atemzüge. Ich war damals schon ein kleiner, neurotischer Schauspieler und genoß dein atemloses Lauschen. Dein Gesicht war mir zugewandt, und ich gewahrte, daß du mich ansahst mit groß aufgeschlagenen Augen, die kaum einmal im Zucken der Lider sich rührten. Manche Teiche, stellte ich mir vor, waren so still und dunkel, ehe ein Gewitter über sie hinfuhr und sie zerplügte. Oft hatte ich dich angesehen wie ein Stück Natur, etwa wie die Halden, die in der Sonne glühten, oder die Barben im Kanal, wenn sie in Schwärmen dicht unter der Oberfläche dahinschwammen. Dann warst du ein Stück von den Dingen ringsumher, nicht fremder, nicht bekannter, ein Geschöpf immerhin, das auch seinerseits den Zauber der uns umgebenden Welt spiegelte. Nun aber war nichts als Dunkelheit, du und die brennende Halde. Ich begriff deinen weißen klopfenden Hals und das schwelende Glühen als ein ungetrenntes Leuchten in der Nacht. Ich legte meinen Arm um deinen Hals und zog dich zu mir heran.

So lagen wir in jener Nacht und schlummerten halb und rührten uns nicht, als die Scheiben der Kohlenwäsche mit Getöse barsten und die Flammen als blutige Schwerter ins Dunkel schlugen. Wie durch ein tiefes Wasser von der Außenwelt getrennt hörten wir dumpf das Tönen der Alarmglocken, das Heulen der Schiffssirenen auf dem Kanal, das Trappeln der Menschen, das Rasseln der Feuerspritzen und Rettungswagen auf dem Pflaster. Wir hörten es tief versteckt hinter der lähmenden Süße in unseren Adern, die allen Schauer in Lust und alle Lust in Schauer verwandelte. Die Luft war eine Tanzfläche voll rhapsodischer Bewegung, quirlenden Klanggetöses. Wir schwammen darin, wie auf dunklen tragenden Wogen, und wußten nicht, war es ein Traum, der draußen geschah, ein unge-

heurer Alp, den unsere Phantasie hinausgeschleudert hatte, oder ob wir selber nur ein Spiegelbild der feurigen Lohe waren, die die Nacht durchtränkte.

Die Kohlenwäsche brannte. Donnernd schickte sie ihre Feuergarben in den Himmel. Die Luft erdröhnte, wenn eine der riesigen, in den Beton gebetteten Scheiben qualvoll sich bog, wie eine Frau in Wehen, zersprang und schaurig gellend in das rötlich widerspiegelnde Wasser des unter ihr stehenden Kanals sank.

Als der Morgen kam und der Schein der Brandstätte in den Lichtern der Dämmerung verlosch, erwachten wir. Es fröstelte uns, unsere Kleider waren zerknittert und unsere Gesichter fahl. Grauer Nebel stand über dem Kanal. Die Halde räucherte und schwelte noch, aber die Glut war erloschen. Wie die schwarzen Stämme eines verkohlten Waldes starren die Eisenstreben der Kohlenwäsche gen Himmel. Hatte man uns in der Nacht gerufen? Mir schien es so, aber wir hatten uns nicht gerührt. Im Hause schwebte leichter Brandgeruch wie Weihrauch, doch nicht so süß und feierlich; dunkler, ernster, gnadenloser. Es war unheimlich still im Haus. Wir kletterten die Bodentreppe hinab und traten in die Wohnstube: da lag der Großvater auf der Bahre. Wachsgelb war sein Gesicht, kahl der Kopf, die Haare hatte das Feuer versengt. Unter den Lidern wölbten sich prall die Augäpfel. Die Großmutter saß neben dem Toten und sah uns Halbwüchsige nicht.

»Aurora oder die Morgenröte im Aufgang«, sein Lieblingsbuch, hatte der Großvater noch spät in der Nacht gelesen. Dann hatte das Haus gebebt, die Sirenen hatten geheult, und die Flammengarben machten die Nacht zum Tag.

»Er ging, um dich zu suchen«, sagte die Großmutter und sah mich blicklos an. »Ihr seid am Abend nicht nachhause gekommen. Die Männer sagen, ein stürzender Eisenträger habe ihn erschlagen.«

Der Tod des Großvaters war ein Einschnitt in unser beider Leben. Die Großmutter, einer lange schon als lästig emp-

fundenen Fessel sich ledig fühlend, ging als Wirtschafterin in eines der beiden Pfarrhäuser der Gemeinde. Riekchen, die ältere der beiden Tanten, blieb in der Wohnung am Zehengelände, vermietete aber die Hälfte der Räume und hatte keinen Platz mehr für dich und für mich. Du kamst in ein Heim für Flüchtlingskinder, mich aber tat man in ein Waisenhaus. Die Trostlosigkeit dieser Zeit lastet heut noch wie ein Alpdruck auf mir, wenn die Erinnerung mich überwältigt. Die Schwestern waren Verkörperungen der leibhaftigen Bosheit, nicht aus angeborener Anlage, sondern einfach deshalb, weil wir zu viele für sie waren, ein Rattenschwarm, dessen sie sich nur durch heimtückische Fallen und Verspritzen von Gift, funkelndem Seelengift, zu erwehren wußten. Sie hatten schneeweiß geschälte Weidenruten, mit denen sie uns züchtigten, nachdem wir uns selber unserer Hosen entledigt und bäuchlings über die Sitzfläche eines Stuhls gelegt hatten. Ich weiß, daß ich bei einer dieser Züchtigungen das erste Empfinden der erwachenden Geschlechtsreife spürte und mich wochenlang, gepeinigt von Scham, Schauer, Neugier, wie ein Eremit in mich selbst zurückzog. Dann aber provozierte ich solche Züchtigungen, genoß sie und versuchte mir dabei vorzustellen, daß nicht die Schwester in ihrer Nonnentracht, sondern du als strafender Engel die Rute führtest. Wir saßen mittags an langen Tischen mit klebrig-verschmutzten Platten, aus deren Ritzen wir mit den Gabeln lichtscheues Ungeziefer hervorspießten. Wenn einem von uns davon übel wurde, daß er sich erbrach, wurde er mit seiner Schüssel in den Schweinestall geschickt, um dort weiterzuessen. Als auch mir dies einmal passierte, dachte ich, man verstoße mich in die Hölle, später aber empfand ich in der schwülen Stallatmosphäre, auf den glitschigen Fliesen, umgrunzt und umschmatzt von Schweinerüsseln, eine Geborgenheit, die gerade aus dem Gefühl eines rüudigen Verstoßenseins ihren süßesten Triumph sog. Eines Nachmittags stahl ich mich davon, um dich zu suchen. Ich lief durch die ganze Stadt,

wie ein Verbrecher mich von unsichtbaren Verfolgern gehetzt wähnend, und mied die Straßen, in denen man mich kannte. Die Schaufenster der Geschäfte spiegelten mich; mein kurzgeschorener grindiger Kopf saß auf einem viel zu dünnen Hals, als wolle er jeden Augenblick abbrechen. Der Schweiß rann mir in Strömen über das Gesicht, und mein verkürztes Bein humpelte wild über das glühende Pflaster. Die künstlichen Mannequins in den Modeschaufenstern blickten mir höhnisch nach, als wüßten sie, wer ich sei, Hausfrauen mit gefüllten Taschen wichen mir erschreckt aus, spielende Kinder bewarfen mich mit Steinen. Schließlich hatte ich den Barackenbezirk am Rande der Stadt erreicht. Auf einem Schutthaufen, im Schatten eines Holunderbusches, ließ ich mich nieder und versuchte, Atem zu schöpfen. So sehnsüchtig und ausdauernd ich auch durch die Ritzen eines Bretterzaunes spähte: unter dem zerlumpten Volk, das die Baracken bevölkerte, sah ich keine Gestalt, die du hättest sein können. Bis zum Einbruch der Dämmerung schlich ich um das Lager, dann packte mich das Verlangen nach dem Schlafsaal im Waisenhaus, und ich ging wieder davon. An einer Wegböschung sah ich dich dann endlich. Du pflocktest gerade eine Ziege los, deren Eisenkette sich in mehreren Windungen um deine nackten Beine geschlungen hatte, und versuchtest, dich dieser Umschnürung zu entziehen. In der einen Hand hieltest du einen Strauß wilder Margueriten, mit der anderen liebkostest du den Hals der Ziege. Als du mich sahst, lächeltest du freundlich und unbefangen, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, daß ich dich hier in dieser gottverlassenen Gegend aufgesucht hatte. Ich machte dich aus der Umschnürung frei und drückte dabei mein heißes Gesicht an deine Schenkel. Du ließest einen Augenblick den Hals der Ziege los und legtest deine Hand auf mein Haar. Es war nichts Mitleidiges oder Tröstendes in deiner Gebärde, eher etwas wie Stolz und Freude, daß ich dich in dieser Einöde gefunden hatte. Dieses Unvermögen, dich in die Nöte

anderer hineinzufinden, hat dich auch später, hat dich während der ganzen Dauer unserer Ehe nicht verlassen. Soll ich es Phantasielosigkeit, Kälte, Mangel an Einfühlungskraft nennen? Ich glaube, ich würde dir damit Unrecht tun. Dein Hauptcharakterzug ist ein unzerstörbares Vertrauen in die Güte der Schöpfung. Schmerz, Verzweiflung, Verlassenheit, Mißtrauen: du weißt wohl, daß es diese Dinge gibt, aber du läßt ihnen kaum Raum in deinem Leben. Du hast das feste Bewußtsein, daß du in der Welt bist und nicht aus ihr herausfallen kannst, und wenn du einen anderen siehst, der unglücklich ist, dann spürst du mit untrüglichen Instinkt, ob ihm dieses Unglück zuträglich ist; und da es sich meistens so verhält, gehst du mit naiver Grausamkeit, die jedoch niemand mit Herzlosigkeit verwechseln soll, zur Tagesordnung über.

Ich weiß noch, daß wir einmal, es war im Winter, und der Frostwind fegte über die vereisten Straßen, einem Menschenknäuel begegneten, das einen alten, gestürzten Braueigaul umstand. Die Bemühungen des Kutschers hatten dem Tier nicht wieder auf die Beine zu helfen vermocht: jedesmal, wenn es sich bereits halb aufgerichtet hatte, rutschte es auf den Hufen wieder aus und klatschte mit voller Wucht auf die vereiste Straße zurück. Es war ein scheußlicher, nervenzermürender Anblick. Das Schrammen der Hufe, das sich im Moment des Zurückfallens zu einem wild aufgepeitschten Wirbel steigerte, fuhr einem durch Mark und Bein; dazu kam der todtraurige Blick des Tieres, das sich willig immer wieder erhob, der Schaum vor seinem Maul und die Schweißbäche, die unter dem blauen Woilach an seinem Fell herunterliefen und zu Eissträhnen gerannen. Schließlich bauten einige Feuerwehrmänner aus drei Pfählen eine Winde auf, legten einen Ledergurt um den Bauch des Tieres und versuchten, es damit hochzuziehen. Auch diese Prozedur mißlang. Da gingst du, Elena, ganz ruhig auf das Tier zu, obwohl die Männer dich verjagen wollten, legtest ihm die eine Hand auf die Mähne,

tätscheltest ihm mit der anderen die Schnauze, sagtest ihm dann etwas ins Ohr und beruhigtest es mit diesen einfachen Gebärden derartig, daß es sich fast leichtfüßig erhob und ohne Zittern stehenblieb. Die Leute starrten dich an wie eine Wundertäterin, ich auch. In diesem Augenblick warst du mir fast ein wenig unheimlich. Als wir weitergingen, dachte ich, eine Fremde ginge mit einem Male an meiner Seite, ein Engel, ein Wesen aus einem Zwischenreich, zu dem ich nie Zutritt erhalten würde, und ich haßte dich. Es hilft nichts, Elena, ich muß es einmal bekennen und aussprechen: ich habe dich manchmal gehaßt in unserem gemeinsamen Leben und am meisten dann, wenn ich dich bewunderte. Denn die Sicherheit, die unbekümmerte Demut, die angeborene Überzeugung, stets von deiner Umgebung geliebt zu sein, mit einem Wort: dieses beinahe kosmische Vertrauen in deine Wohlgeborenheit ging und geht mir völlig ab. Ich habe immer mit Minderwertigkeitsgefühlen zu kämpfen gehabt; ich war ja nicht wohlgeboren, meine Wiege stand nicht in einem Petersburger Aristokratensalon, nie hat mich ein Kindermädchen durch einen Park geführt, nie sah ich eine schöne Mama in glänzender Abendtoilette, nie einen Vater in schneeweißem Hemd und schwarzem Frack. Auch platzte in der ärmlichen Stube meiner Mutter nie ein Champagnerpfropfen, und bis zu meinem zwanzigsten Jahr habe ich nicht gewußt, wie man einer Dame einen Handkuß gibt. Den einzigen, recht fragwürdigen Glanz brachte ein Onkel in die Familie, der in jungen Jahren in die Fremdenlegion verschleppt wurde, nach Indochina kam, dort zum Magazinaufseher avancierte und eine Art orientalisches-feudales Vielweiberei trieb, indem er sich von seinem stattlichen Salär auf dem Markt ein Dutzend Frauen kaufte, von denen die eine ihm Kühlung zufächelte, die andere seine Schuhe putzte, die dritte ihm gezuckerte Melonenscheiben in den Mund schob, die vierte seine Pfeife anzündete, die fünfte mit ihm Karten spielte, und .so weiter und so fort, während er wie ein Pascha in

schneeweißer Uniform unter einem schicken Tropenhelm in der Hängematte lag und seinen Harem genoß. Die photographischen Aufnahmen dieser grandseigneurialen Szenen wurde er nicht müde an die Verwandten nachhause zu schicken, wo sie ehrfürchtig bewundert wurden. Du hast Tennisspielen gelernt, Reiten, Schwimmen, Fechten, Tanzen und Autofahren, du weißt dich auf dem Parkett von Kasinos und Magnatenvillen zu bewegen: ich aber bin in allen diesen Künsten immer ein Stümper geblieben. Nicht nur, daß mich mein verstümmeltes Bein hinderte: auch völlig Unversehrter hätte ich immer die Welt der Reichen, der Wohlgeborenen, der Guterzogenen gehaßt. Besitz galt in meinen Augen als Diebstahl, auch Besitz an Anmut, Sicherheit, Vertrauen, Nonchalance. Ich war ein Zukurzgekommener, sowohl körperlich als auch charakterlich, und ich wußte das und brüstete mich heimlich, getrieben von einem finsternen proletarischen Instinkt, mit diesem Bewußtsein des Zukurzgekommenseins. Daß wir beide, so unendlich verschieden, dennoch Mann und Frau wurden, ist nur mit dem Gemeinplatz von der Anziehungskraft der Gegensätze zu erklären. Als Kinder allerdings waren wir uns dieses Gegensatzes wohl noch nicht in solcher Deutlichkeit bewußt. Ich sah einen strahlenden Engel in dir, du in mir einen romantischen, manchmal rätselhaft schweigsamen Knaben, der dich irrsinnig verehrte.

Ich erinnere mich noch des Gespräches, das wir an dem Abend, als ich dich mit der Ziege an der Böschung traf, miteinander führten. Damals stieg mir zum erstenmal eine deutliche Vorstellung von dem Grad unserer Verschiedenheit auf.

Wir hatten uns auf den Rand der Böschung gesetzt, obwohl es zu dunkeln begann und wir beide nachhause mußten, du in deine Baracke, ich in mein Waisenhaus. Aber du warst ruhig und unbekümmert, als könntest du noch die ganze Nacht hier sitzen und schienst von meiner Unruhe nichts zu bemerken. Die Ziege hatte noch einmal zu fressen be-

gonnen. Zuweilen klirrte die Kette im Halbdunkel. Aus einem Busch in der Nähe tönte das Gezirp eines Vogels, dann dumpfes Geflatter. Im Lager nebenan schlug hin und wieder eine Tür, ein Spitz bellte, und ein betrunkenener Mann lallte eine Zärtlichkeit und wurde von einer schrillen Frauenstimme zurechtgewiesen. Das Glockenspiel der Petruskirche erklang, und ganz in unserer Nähe sang eine Kinderstimme dazu:

Der Kaiser ist ein lieber Mann,
er wohnt in Berlin:
und wär' es nicht so weit von hier,
dann führ' ich heut' noch hin.

Du trällertest die Melodie vor dich hin und sagtest dann:
»Nach Berlin und zu eurem Kaiser will ich nicht, aber ich fahre nach Paris zu meinem Vater. Er hat mir geschrieben, daß ich bald kommen soll.«

Mir war, als hättest du mein Todesurteil gesprochen. In all der Trübe des Waisen-Asyls war es allein dein Bild gewesen, das mich hochgehalten hatte. Wenn du gingst, sank der Stern meiner Kindheit. Aber du solltest nicht merken, wie elend mich deine Worte machten. Außerdem hatte ich bereits ein deutliches Gefühl dafür, daß meine Liebe nicht frei von Selbstsucht war. Lieber hätte ich dich hier in der Baracke schmachten lassen, wenn du nur in meiner Nähe bliebst, als dich nach Paris gehen zu lassen, wo du bei deinem Vater ein glückliches Leben führen könntest.

»Wird er dich *bald* abholen?« fragte ich, während mir die Angst die Kehle abschnürte.

»Er selbst kann mich nicht abholen«, sagtest du und zupf-test an einem Bündel Schafgarbe. »Er bekommt keinen Paß nach Deutschland. Aber er schickt jemanden, der mich holt.«

»Und du freust dich?«

Du zerriebst die Schafgarbe an deinem Knie. Ein würziger, erregender Geruch verbreitete sich; ich dachte an antike

Hirtenmädchen, die im Grase vor weißen Tempelresten saßen oder sich in Lorbeerbüsche verwandelten, wenn bocksfüßige Faune sie verfolgten. Mein Bein begann zu schmerzen. Über den Fördergerüsten schwebte ein bleiches Rot, das mich an die Kiemen von Fischen erinnerte, wenn sie zwischen Eisstückchen und Salzkörnern auf den schlüpfrigen Tischen der Marktweiber lagen.

Du hattest meine Frage überhört, zogst die Ziege näher zu dir heran und kraultest ihr das Fell. Das Tier hatte ein pralles Euter, das sich zwischen den Beinen scheuerte.

»Sie muß gemolken werden«, sagtest du. »Sicherlich tut es ihr weh, daß sie so voller Milch ist. Magst du Ziegenmilch?«

Ich schüttelte den Kopf. Ziegenmilch? Meine Großmutter hatte auch Ziegen gehalten, die Milch aber mochte ich nicht. Eine leichte Übelkeit stieg in mir auf. Es machte mich krank, daß du von so nebensächlichen Dingen sprachst, obwohl du wußtest, daß wir vielleicht zum letztenmal miteinander sprachen. Enttäuscht sagte ich etwas dieser Art. Du sahst mich erstaunt, fast ungläubig an.

»Zum letztenmal? Das glaubst du doch wohl selbst nicht, Reinhold! Was kann uns auseinanderbringen? Wenn du mich hier im Lager gefunden hast, wirst du mich auch in Paris finden.«

»Was macht denn dein Vater dort?«

»Er arbeitet an einem Institut, wo man die Sonne erforscht. Die Sonne, Reinhold, die Sonne! Ist das nicht schön?«

»Was soll ich mit der Sonne, wenn du fortgehst? Dann möchte ich lieber, sie ginge überhaupt nicht mehr auf.«

Du wurdest ernst und legtest deinen Arm um meinen Hals.

»Wie kannst du so sprechen! Das ist eine schwere Sünde. Die Sonne ist das Schönste und Herrlichste auf der Welt. Der heilige Franziskus hat sie besungen und der Pharao Echnaton, und die Mexikaner haben ihr riesige Tempel errichtet.«

»Woher weißt du das?«

»Mein Vater hat es mir erzählt, ehe er flüchten mußte. Denkst du noch an die Sonne, wie sie als kleiner goldener Ball zu uns in den Keller kam?«
Ich dachte daran und dachte auch an die letzte Lektüre meines Großvaters, ehe er in der Brandnacht umkam: »Aurora oder die Morgenröte im Aufgang« von dem Schuster-Philosophen Jakob Böhme.
Du aber gingst nun fort aus Emscher und nahmst für einige Jahre die Sonne mit.

Philemon und Marieken

Je höher die Sonne stieg, desto lastender wurde das Schweigen zwischen den beiden Wallfahrern. Eigentlich gab es ja auch nicht viel zu bereden zwischen ihnen. Fünfzehn Jahre waren sie nun miteinander verheiratet und hatten gelernt, einer des anderen Gedanken ohne großen Wortaufwand von der Stirn abzulesen. Im altgewohnten Trott eingelaufener Karrengäule gingen sie Tag für Tag nebeneinander her, weder von großen Ereignissen bedrückt noch von quälenden Sorgen. Nur daß sie keine Kinder hatten, war wohl ihr gemeinsamer Kummer; ein leiser, uneingestandener Kummer, von dem sie nie sprachen; und im schweigenden Einverständnis einer von Jahr zu Jahr weitergenährten Hoffnung machten sie, die bescheidenen Kätnerleute, in jedem Frühling die Wallfahrt zum wundertätigen Schrein des Heiligen Blutes zu Brügge.

Der Tag war heiß und der Weg mühevoll. Ihre Füße begannen ihnen zu schmerzen, denn sie waren seit dem Morgen grauen unterwegs. Als aber am Nachmittage die Türme der Stadt leuchtend aus der flachen grünen Wiesenlandschaft herauswuchsen, da belebten sich ihre Herzen und gaben einer frohen Zuversicht Raum.

Sie entdeckten einige Bekannte aus ihrer Gegend, mit denen sie gemeinsam an der Vesper in der Kathedrale teilnahmen. Heimlich schnaufend wischte sich Philemon den Schweiß von der Stirn; die Poren seiner Haut genossen nach dem staubigen Marsch die Kühle des Kirchenschiffes wie ein balsamisches Bad. Auch Mariekens rotes und geschwollenes Gesicht glättete sich in weichem lächelndem Glanz; ihre Knie ruhten auf der Betbank; ihre Blicke aber hingen zufrieden und gelöst an dem im matten Nachmittagslichte funkelnden Meßgewand des Priesters.

Nach der Vesper begaben sie sich auf die Quartiersuche. Und wieder erging es ihnen nicht anders als in all den vorhergehenden Jahren, daß sie die billigen Logierhäuser bis

auf den letzten Platz von Prozessionsfahrern überfüllt fanden, während eine Schlafstatt in den vornehmen, hauptsächlich von reichen Landesfremden besuchten Hotels für ihren bescheidenen Geldbeutel nicht erschwinglich war. So blieb ihnen am Ende keine andere Wahl, als mit einem Häuflein anderer Wallfahrer einen Schober aufzusuchen, den die Behörden der Stadt als Schlafstätte für obdachlose Wallfahrer bereitgestellt hatten. Am Boden waren Strohsäcke aufgeschüttet. Die Raufen und Tränken früher hier beherbergter Tiere dienten als Abstellgelegenheit für Kleider und Gepäck. Marieken war gerade im Begriff, etwas mürrisch zwar, aber doch ergeben in dieses Geschick, das sich alljährlich wiederholte, die Vorbereitungen zur Nachtruhe zu treffen. Sie überlegte, ob es wohl vorteilhafter sei, das gute Seidenkleid bei Gefahr des Zerknitterns am Leibe zu behalten oder es lieber mit Philemons Uhr an einem vor Langfingern geschützten Platz unterzubringen, als ihr Mann ihr zuflüsterte, sie möchte noch eine kleine Weile hier im Schober verharren; er sei bald zurück und wolle versuchen, doch noch ein besseres Quartier für sie beide zu finden.

Marieken setzte sich aufs Stroh und ließ den trüben Gedanken ihren Lauf. Sie wußte nicht, wieviel Zeit so verging, da kam Philemon zurück; im Schober hatte man inzwischen eine Petroleumlampe angezündet, deren rötlicher Schein auf den müden Gesichtern lag. Die Helligkeit jedoch, die Marieken auf Philemons Gesicht zu erkennen glaubte, schien ihr nicht allein vom Schimmer der Lampe herzurühren. Seine Augen hatten einen merkwürdig aufgeräumten Glanz; überdies strömte aus seinem Mund der Geruch von Branntwein.

»Das also ist das bessere Logis, das er uns besorgen wollte«, dachte sie bitter. Aber Philemon nahm zärtlich, fast wie ein Kavalier, ihren Arm und raunte ihr in gespreiztem Übermut zu:

»Komm raus hier aus dem stinkigen Loch, wir schlafen drüben im ›Leeuw van Vlaanderen‹.«

»Wie hast du denn dieses Logis so spät noch bekommen?« fragte Marieken argwöhnisch. »Wir hatten doch alles schon abgesucht.«

Philemon schwieg erst eine Weile, als bereite es ihm Spaß, die Frau etwas auf die Folter zu spannen, dann erklärte er, aber schon etwas kleinlauter als vorher, daß Vienke Verstaeve eine der Dienstubenkammern für sie hergerichtet habe.

»Das hat sie getan, weil sie mich von früher kennt. Du hast doch nichts dagegen?« setzte er, ihrem Blick ausweichend, hinzu.

Marieken schwieg. Vienke Verstaeve, das wußte sie, war jene ehemalige Kellnerin, mit der Philemon während seiner Brügger Militärzeit ein Techtelmechtel gehabt hatte. Es war nicht ausgeschlossen, daß er sie vielleicht geheiratet hätte, wenn sie nicht eben ein etwas leichtsinniges Mädchen ohne rechte Ersparnisse gewesen wäre. Vienke war inzwischen ein altes Fräulein geworden, zwar immer noch ganz hübsch und gut anzusehen, obgleich ihre große Zeit, da sie sich rühmen konnte, an jedem Finger zehn Verehrer zugleich zu haben, längst vorüber war. Das Metier als Barfräulein hatte sie, ihren vorgerückten Jahren entsprechend, mit der matronenhaften Würde eines Dienstubenvorstandes in demselben ›Leeuw van Vlaanderen‹ vertauscht, der einst ihre strahlendsten Jahre im Kreise ihrer Kavaliere gesehen hatte. Mariekens Herz verkrampfte sich in schweigender Abwehr, als Vienke ihr am Büfett des Gastzimmers die Hand bot. Als etwas farblose, dickliche Flamin nahm sie in wurmender Eifersucht die andersartige, brünette Schönheit des gealterten wallonischen Mädchens wahr, dessen Reize keineswegs aufgehört haben mochten, auf Philemon zu wirken. Sie beobachtete scharf: spannten sich da nicht schon wieder die Fäden eines geheimen Einverständnisses? Oder waren Philemons etwas unbeholfene Artigkeiten Vienke gegen-

über wirklich nur der unschuldige Ausdruck seiner Wiedersehensfreude? Jedenfalls hielt Marieken es für angezeigt, zur Nachtruhe zu drängen, obwohl Philemon gern noch etwas an der Theke verweilt hätte.

Vienke führte das Ehepaar auf die enge Magdstube im obersten Geschoß des Gasthauses und wünschte herzlich eine gute Nacht.

Es war warm und schwül in der Dachkammer. Marieken öffnete das Fenster, das nach der Hof- und Gartenseite hinausging. Der schwere Duft der Fliederbüsche stieg bis nach hier oben hin. Es war eine helle Nacht, und sie brauchten kein Licht, als sie sich schweigend auszogen und zur Ruhe legten. Von draußen kam das schwermütigsüße Konzert des Glockenspiels auf dem Belfried herein und schlug die zehnte Stunde. Philemon verschränkte die Arme unter dem Nacken. Verschwommene Bilder und Träume umdrängten ihn; er fand keinen Schlaf.

Solch eine Nacht war es vor vielen Jahren gewesen, damals, als er ein junger Rekrut in dieser Stadt und Vienke, die dunkeläugige, katzenschmeidige, lebenslustige Vienke sein Mädchen gewesen war. Nun lag sie allein drüben in ihrer Kammer, ein kleiner Sprung nur über den Gang, da lag sie, einsam und schlaflos, und dachte vielleicht wie er an die vergangenen Jahre, an die verblühten Nächte. Und doch waren die Nächte noch dieselben wie vor Jahren, süß und schwer duftete der Flieder, wehmutsvoll läutete das Glockenspiel, silbern spielte das Mondlicht auf den Gardinen. Alles kam wieder und verbeugte sich noch einmal zum Abschied und ließ einen sonderbaren, milden Schmerz in der Brust zurück, daß es einen nicht auf dem Lager hielt, daß man glaubte, aufspringen zu müssen, um es zu halten, das, was man nicht nennen konnte, weil es wie verrauchender Wein in den Adern lag.

Philemon erwachte aus seinen Träumereien. Neben ihm hob und senkte sich Mariekens Brust in ruhigen Atemzügen. Da stahl er sich leise aus Bett und Zimmer und ging die wenigen Schritte über den Gang, dahin, wo er Vienkes Kammer wußte.

Vienke wachte noch. Philemon setzte sich auf den Rand ihres Bettes und berührte sachte ihre Hand. Diesmal träumte er nicht. Es war alles anders, trübe und unabänderlich. Er hörte Vienke leise in die Dunkelheit hineinweinen. Er streichelte ihren Arm. Dunkel ruhte ihr Haar auf den Kissen, umflort war der Blick ihrer Augen. Er beugte sein Gesicht zu ihr herab und berührte ihre Lippen. Aber ihr Mund löste sich wieder von ihm, traurig und schwer. Eine sonderbare Empfindung wandelte ihn an: er sah ihre Gestalt auf dem hellen Linnen, und sie erschien ihm wie der Leib eines unbekanntes, nächtlich verirrtens Wesens, das hoffnungslos durch den Strom der Jahre geschwommen war. Ihn schauderte, er wußte nicht wovor. Vielleicht schauderte ihn vor der blinden Unerbittlichkeit des Schicksals, das die Wege der Menschen zueinanderführt und wieder trennt, Süße und Schmerz wahllos verteilend, Fruchtbarkeit und Öde säend nach unbekanntes, in die Maske des Zufalls gekleideten Gesetzen.

Wenn er damals Vienke statt Marieken genommen hätte, was wäre wohl aus ihm geworden? Er hätte dem heimatlichen Grund den Rücken kehren müssen, der regelmäßigen Beschäftigung mit Acker, Tier und Frucht, er hätte Tagelöhner werden müssen, einer von denen, die im Sommer zur Ernte in Schwärmen nach Frankreich hinausfahren und im Herbst zurückkehren, einem dunklen Winter ohne Arbeit und Geld entgegenblickend. Oder er wäre Arbeiter in einer der großen Fabriken geworden und hätte in einer engen düsteren Wohnung, in enger, kinderwimmelnder Straße, gehaust und hätte das alles vielleicht unwichtig gefunden gegen Vienkes Liebe und die Kinder, die sie ihm geboren hätte, und die Marieken ihm versagte? Wäre alles so gekommen? Er wußte es nicht. Er ahnte nur, daß alles unwiederbringlich und unabänderlich sei. Verlorenes Leben war nicht wieder einzuholen. Und wie er so dachte, wurde es langsam wieder heller und friedvoller in ihm, obwohl der Schmerz ihm nicht von der Brust weichen wollte. Er neigte sich noch einmal über Vienkes Gesicht, fühlte, wie

sich ihre Arme zitternd um seinen Hals legten, und sagte leise: »Nun muß ich wieder gehen, Marieken schläft schon lange und ist ganz ahnungslos.«

Marieken aber hatte nicht geschlafen. Wer konnte schlafen in dieser Nacht? Eine todähnliche Beklemmung hatte sich über ihre Brust gelegt, als sie Philemon sich wie ein Dieb aus Bett und Kammer stehlen sah. Sie hatte die Schlafende gespielt, weil ihr Instinkt ihr sagte, daß es töricht sei, ihn halten zu wollen. Vielleicht wäre er nicht gegangen, wenn sie ihn hätte merken lassen, daß sie wachte. Aber hätte sie seine Gedanken hindern können, sich davonzustehlen? Wäre es nicht grausiger und fürchterlicher gewesen, seinen Körper unruhig atmend neben sich zu spüren, und seine Gedanken in verbotenem Verlangen drüben zu wissen, auf dem Lager des Mädchens, von dem sie nicht wußte, ob sie es fürchte oder hasse? Und stand nicht in der Bibel geschrieben, daß der die Ehe schon gebrochen habe, der eines andern Weib nur begehrend angeblickt?

»Es ist ein Gottesgericht«, dachte sie bei sich, »ich muß ihn gehen lassen. Vielleicht ist es eine Sühne, wenn ich Eifersucht und Eigennutz gänzlich fahren lasse, damit nur die Liebe bleibt und die Ergebung in das, was geschieht.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihre Hände falteten sich zu einem Gebet. So lag sie schweigend und harrend da. Als sie Philemon zurückkommen hörte, ließ sie ihn glauben, daß sie geschlafen habe und noch schlafe. Sein Atem ging ruhig, und bald versank er in Schlummer. Da glaubte sie zu wissen, daß nichts geschehen war, dessen sie sich zu schämen hatte. Jene ungewisse, festliche Erwartung des Nachmittags hatte nicht getrogen; und die Nacht schien ihr voll Wunder, Wandlung und Heilung.

Am Morgen gingen sie mit den anderen Wallfahrern zum Hochamt in die Kathedrale. Die Stadt schien ihnen von einer wundersamen heiligen Erregung ergriffen. Von der nahen See wehte eine frische Brise, die das hauchgrüne Geflecht der Trauerweiden an den Grachten zu wallenden Schleiern bauschte. Die Kastanien hatten den Kerzen-

schmuck ihrer Blüten geöffnet und streuten hie und da schon die Alleen entlang einen spitzenartigen Teppich aus weißen und rosafarbenen Blütenblättern. Die Fenster, Giebel, Portale der Häuser waren mit frisch gebrochenem Maiengrün geschmückt. Über den Türen spannten sich Girlanden und Rosetten, auf den Fensterbrettern standen auf goldenen und roten Decken Wachskerzen, bemalte Marienbilder und kleine Schnitzaltäre.

Als sie dann nebeneinander in der feierlichen Prozession gingen, als ihre Blicke verwirrt wurden von der Pracht der wallenden Fahnen, der gold- und purpurverbrämten Baldachine und Kirchengewänder, als sie den Strom der Wallfahrer, Beter, Mönche, Schwestern, Beguinen, der Schaulustigen erstickend um sich spürten, als ihre Stimmen ertranken in dem Rauschen der Gesänge, der Gebete und Böllerschüsse, da ergriff sie beide eine wunderbare Ahnung, eine Ahnung, die sich mehr und mehr zu der freudigen Gewißheit steigerte, daß das befreiende Wunder nicht in der rauschenden Pracht der Prozession lag noch in der gefeierten Wunderkraft der mitgeführten Reliquie, sondern einzig und allein im Innern der Herzen, die größer und wunderbarer waren als alle Pracht der Welt.

Blessur in Silberbromid Album-Blatt aus der Belle Époque

Der Krieg war zu Ende; noch regierte das Chaos auf den Straßen. Für Entlassene, Flüchtlinge und Heimatlose war es schwer, ein Nachtquartier zu bekommen. Militär hatte die Gasthäuser belegt. Ich hatte mich schon damit abgefunden, irgendwo ein Lager in einem Schuppen zu erbetteln, da fiel mein Blick auf ein Haus, das in dieser fränkischen Kleinstadt seltsam vornehm, fast ein wenig exotisch wirkte. Es stand für sich allein an der Brücke und hatte schöne Freskomalereien in einer eigenartigen Farbe, deren Ton kaum bestimmbar zwischen Burgunder- und Pompejanischrot schwebte. Das Haus wirkte einladend und war doch von einer dezenten Zurückhaltung gezeichnet; auch das schmiedeeiserne Schild »Hotel zum Mohren« hing ganz unauffällig da, weshalb ich es bisher wohl auch übersehen hatte.

Es war alles ruhig im Hause; es schien keine Einquartierung zu haben. Von neuer Hoffnung belebt, zog ich an der Klingel. Ein älterer Herr im dunklen Anzug, von dem sich – Welch ein Anblick in diesen turbulenten Tagen – eine blütenweiße Hemdenbrust und mit Sorgfalt gestärkte Manschetten abhoben, öffnete und fragte kühl: »Der Herr wünschen?« Sein Haar war schütter und grau, das Gesicht hager, fast schon eingefallen, nur die braunen Augen wirkten lebendig und nahmen sich in der puritanischen Verschlossenheit des Gesichtes aus wie Oasen in der Wüste. Alte Vögel in zoologischen Gärten haben manchmal so einen Blick.

Nein, sein Haus sei nicht besetzt, aber beschlagnahmt. Eine Offiziersmesse solle darin untergebracht werden. Es sei ihm verboten, Zimmer an Gäste zu vermieten. Seine Stimme klang ruhig und bestimmt, eher gleichgültig als teilnehmend. Offenbar war ich heute nicht der erste, der ihn in der gleichen Sache ansprach. Der Takt des echten Hoteliers

mochte ihn gehindert haben, ein Schild an der Haustür anzubringen, das ihm lästige Anfragen von vornherein ersparte. Er las mir wohl die Enttäuschung von den Augen ab, schweigend musterte er meinen Anzug, dem die Strapazen einer langen Reise zu Fuß und per Lastwagen zwischen Munitionskisten und Drahtseilrollen jegliche Eleganz genommen hatten.

»Ich darf zwar kein Gastzimmer an Sie vermieten«, sagte er schließlich, »aber ich könnte Sie privat unterbringen, wenn Sie Lust haben, mit etwas weniger Komfort vorliebzunehmen.«

Die gewählte Höflichkeit und dennoch ganz ungenierte Einfachheit dieses »wenn Sie Lust haben, mit etwas weniger Komfort vorliebzunehmen« verriet den Gentleman.

Der Eindruck verstärkte sich im Innern des Hauses. Überall naturfarbene Wandtäfelungen, behagliche, wenn auch ungeheizte Kamine, Silbergeschirr und schneeweiße Damasttücher, das Ganze inmitten einer Sauberkeit, die neugierig auf das weibliche Wesen machte, dessen Wirken unsichtbar hinter der Ordnung dieses Hauswesens stand. Außer einer Wirtschafterin jedoch, einer ebenfalls schon ältlichen Dame mit roten Bäckchen und lebensklugen Augen, traf ich keine Frau in dem Haus. Mein Gastgeber mochte schon seit Jahren Witwer oder seit eh und je Jungeselle gewesen sein.

Die Zurückhaltung des Mannes wich langsam einer sich an sich selbst entzündenden Gesprächigkeit. Vielleicht trug auch der Umstand, daß ich als einzelner und nicht als Hotelgast unter vielen bei ihm wohnte, dazu bei, eine gewisse Vertraulichkeit entstehen zu lassen, die unmerklich in eine stumme gegenseitige Sympathie überging. Er erkundigte sich schließlich nach den Strapazen meiner Reise, hörte sich meinen Bericht über die fast unglaublichen Szenen des Elends an, deren Zeuge ich unterwegs gewesen war, und lenkte dann unmerklich das Gespräch auf die Annehmlichkeiten des Reisens in früherer Zeit. Er war, wie sich heraus-

stellte, in jungen Jahren um den halben Erdball gekommen. Das erklärte wohl die unauffällige Weitläufigkeit seiner Gesten. Von einfacher Herkunft, hatte er sich früh auf eigene Füße gestellt und war, nachdem er als Autodidakt fremde Sprachen gepaukt, schließlich von Hause fortgegangen, um Schiffskellner zu werden. Während er erzählte, merkte man es der sich steigernden Lebhaftigkeit seiner Stimme an, daß die Erinnerung an diese Jahre ihm heute noch einen späten Abglanz vergangener Jugend zurückrief. Auch war uns die Bekanntschaft mancher Stadt, manchen Hafens gemeinsamer Besitz, ein Umstand, der seine Aufgeräumtheit noch erhöhte.

Es ging auf Mitternacht. Wir saßen immer noch zusammen. Er hatte im Verlaufe unserer Unterhaltung einige Mappen mit Photographien und Ansichten herbeigeht, um seine Schilderungen zu illustrieren, obwohl das nicht nötig gewesen wäre, denn er erzählte lebendig und anschaulich genug.

Als wir schließlich zu Bett gingen, lud er mich ein, auch am nächsten Tag noch, falls sich das mit meinen Plänen vertrüge, bei ihm zu bleiben. Da ich nach all den Strapazen einen Tag Ruhe gut gebrauchen konnte, sagte ich gern zu. Er wünschte mir eine gute Nacht, gab mir die Hand und sah mich dabei mit einem Blick heiterer Trauer an, als klage er wortlos um die verlorene Zeit und beneide mich gleichzeitig ein wenig um meine Jugend. Dabei war der Ausdruck seines Gesichtes trotz der verkniffenen Mundwinkel von einer so kindlichen Ruhe und Unbetroffenheit erfüllt, daß ich ihn sekundenlang anstarrte. Aber schon hatte er seine Hand aus der meinen gelöst, nickte mir kameradschaftlich zu und verschwand. Ich schlief schnell ein, da ich seit vielen Tagen kein Bett mehr gesehen hatte.

Mitten in der Nacht aber wachte ich auf, vollkommen hellhörig und unfähig, wieder einzuschlafen. Die Stille des Hauses bedrückte mich. Ich mußte an meinen Gastgeber denken, sein Alleinsein und die Contenance, mit der er es

ertrug. Einen Augenblick kam es mir vor, als sei er lautlos an mein Bett getreten und blicke mich mit seinen dunklen Augen an. Ich wußte keine Erklärung für meine Stimmung, denn bei aller Teilnahme wollte mir die Lage des Mannes wiederum nicht so trostlos erscheinen, als daß ich deshalb nicht wieder hätte einschlafen sollen. Es gab immerhin noch mehr alte Junggesellen – denen es wahrscheinlich schlechter ging als ihm, dem wohlhabenden Hotelier. Aber plötzlich kam es mir wie eine Erleuchtung: es war ja gar nicht er, der die trauernd-nostalgische Stimmung in mir wachgerufen hatte, obwohl seine Person eng mit ihr zusammenhing, es war vielmehr, das erkannte ich jetzt erst, die Nachwirkung einer alten Photographie, die sich unter den Ansichtskarten seiner Gedenkalben befunden hatte, eine Personenaufnahme, die einzige, die ich unter den vielen Landschafts- und Städtebildern gesehen hatte. Es war eine der zu jener Zeit seltenen Freilichtaufnahmen. Im Hintergrund sah man den Landungssteg von Ostende, davor Strandkörbe und Gestalten in den grotesken Badekostümen der Belle Époque. Ich kannte die Szenerie ziemlich genau, es war kein Irrtum möglich. Im Vordergrund war er selber zu sehen, mein Freund, der Hotelier, in jungen Jahren mit forschem Schnurrbart, phantasievoller Krawatte, auf Taille liegendem Jackett und gewürfelten Flanellhosen. Er mußte so etwas wie ein Dandy gewesen sein, obwohl in seinen Augen auch damals schon ein Anflug jener fragend-traurigen Naivität zu bemerken war, die das äußerliche Kavaliertum als nicht ganz echt erscheinen ließ. Übrigens blickte sein Gesicht den Betrachter des Bildes nicht voll an, sondern war halbwegs dem Gesicht einer jungen Dame zugewandt, aus deren Toilette eine selbst für die verwöhnten Ansprüche jener glücklichen Jahre ungewöhnliche Eleganz sprach. Die schaumigen Spitzen der Bluse wirkten wie ein perfektes Dekolleté. Aber es war nicht dies, es war der Blick ihrer Augen, der mich bis in den Schlaf hinein verfolgt hatte. Trotz aller Daseinslust war ein

Schatten von Leiden über dieses Gesicht ausgebreitet, ein lachend höhnender Schmerz, kapriziös und selbstzerstörerisch, ein Schmerz, der um Vergängliches weiß, um den Preis der Schönheit, um die Fragwürdigkeit allen Lebens. Sie hielt den einen Arm um die Schulter des jungen Mannes gelegt, in etwas gewagter Vertraulichkeit, die nicht ganz echt wirkte. Wahrscheinlich war sie eine jener Kameliendamen gewesen, die zu jener Zeit die mondänen Seebäder bevölkerten und reiche Lebemänner auspreßten. Ihr Bild ließ mir keine Ruhe. Ich hörte das Plätschern des Flusses unter der Brücke, Stimmen, abgerissenes Singen, heulendes Anlaufen von Motoren – dann wieder Stille und nichts als das Rauschen des Flusses.

Wieder versank ich in Träumereien und konnte nicht hindern, daß ihr Gesicht die Wirrnis des visuellen Reigens zerteilte und mich ansah. Obwohl sie stumm blieb, hörte ich dennoch ihr dunkles Lachen, verführend und girrend, verloren und vergeblich. Sie lachte wie eine jener Kurtisanen der Renaissance, die weiß, daß man sie eines Tages in einen einsamen Turm sperren wird, mit Vipern und Spinnen zusammen. Was hatte mein Gastgeber mit diesem Wesen zu schaffen gehabt?

Ich schlief nochmals ein, aber die Traumbilder verfolgten mich. Als ich aufwachte, fühlte ich mich zerschlagen. Mein Gastgeber erschien nicht am Frühstückstisch. Er habe einen leichten Herzanfall gehabt, sagte die Wirtschafterin, und ruhe noch ein wenig, bis zum Mittagessen. Er lasse sich entschuldigen, hoffe mich aber durch die Aussicht auf ein delikates Diner bei guter Stimmung zu halten: Forellen in Weißwein.

Als er mich mittags begrüßte, erschien er mir noch hagerer als am Vortage, graue Schatten umdrängten seine Augen, und beim Zerlegen der Forellen zitterten seine Hände ein wenig. Ich bewunderte diese feinen, gepflegten Hände, die eher einem Pianisten oder Uhrmacher zu gehören schienen als einem kleinstädtischen Gastwirt.

Das Gespräch kam nur zögernd in Gang. Ich stand ihm nicht mehr mit der gleichen Unbefangenheit gegenüber wie am Vorabend. Deshalb hütete ich mich, die geringste Frage zu stellen, die als Neugier hätte ausgelegt werden können. Zunächst sprachen wir nur über gastronomische Dinge. Es war ein außerordentliches und beinahe phantastisches Erlebnis, wenige Wochen nach Beendigung des Krieges diesen Gentleman, an dessen Manieren die Brutalität des Zeitalters spurlos vorübergegangen zu sein schien, über die Geschmacksfeinheiten der Sauce Béarnaise oder die Pikanterie eines Hors d'œuvre philosophieren zu hören. Dabei war er keineswegs das, was man einen Gourmet nennt. Er aß wenig, aber er aß wie ein Ästhet. Andere mit Leckerbissen zu bewirten, schien ihm ein subtiles Vergnügen zu sein.

»Damit ist es nun auf lange Zeit vorbei«, sagte er resigniert. »Am liebsten möchte ich das Hotel schließen oder verpachten und mich zur Ruhe setzen.« Der leidende Zug seines Gesichtes hatte sich über Nacht stärker ausgeprägt, gleichzeitig aber auch jener Hauch kindlich-reiner Unberührtheit, der sich hin und wieder zu fast asketischer Schwermut steigerte.

Am Nachmittag sah ich ihn kaum, denn die angekündigte Einquartierung war gekommen, und mit vielem Hallo und Hinundhergelaufe wurde die Offiziersmesse in den Gasträumen eingerichtet. Der Duft von gebackenem Geflügel durchzog das Haus. Einmal sah ich meinen Gastgeber mit der Wirtschaftlerin und einem der amerikanischen Offiziere vor einer geöffneten Vitrine stehen. Kühl und gelassen gab er damastenes Linnen und Tafelsilber heraus. Die wenigen Worte, die er englisch mit dem Offizier wechselte, waren höflich und gemessen.

Abends saßen wir dann noch einmal beieinander. »Sie wollen sicherlich heute früher schlafen gehen als vergangene Nacht«, sagte er, »denn morgen früh werden Sie Weiterreisen. Meine Stunde, zu Bett zu gehen, kommt meistens nicht vor Mitternacht, aber ich möchte Sie nicht noch

einmal zum Zeugen nostalgischer Reminiszenzen machen; wer jung ist, erinnert sich nicht, sondern lebt.«

Ich protestierte und beteuerte, daß ich mir keine unterhalt-samere Gesellschaft denken könne als die seine. Er lächelte sein bezauberndes Kinderlächeln, winkte halb schalkhaft, halb geschmeichelt ab und sagte: »Ihr Kompliment ehrt mich, junger Freund. Wenn Sie sich gut unterhalten haben, um so besser. Ich möchte aber nicht, daß Sie noch einmal eine Nacht unruhig schlafen.«

Ich stutzte. Wie konnte er wissen, daß ich eine unruhige Nacht verbracht hatte? Er sah mein Erstaunen und lächelte verschmitzt. Es schien ihm ein heimliches Vergnügen zu bereiten, meine Verlegenheit zu beobachten. Und dann fragte er, ganz unbefangen: »Wollen Sie ihren Namen wissen?«

Ich fühlte, daß ich rot wurde, tat aber weiterhin so, als begriffe ich nichts, und fragte: »Wessen Namen?«

»Spielen wir doch ruhig mit offenen Karten, junger Mann«, sagte er heiter. »Sie wären nicht der, als den ich Sie seit gestern Abend kennengelernt habe, wenn ich nicht glauben könnte, daß die Photographie, die da scheinbar ganz zufällig in den Stapeln meiner Ansichten und Postkarten lag, ihre Phantasie ein wenig in Atem gehalten hat. Mir wäre das an Ihrer Stelle ganz genauso gegangen. Ja, der Name. Ein Name ist scheinbar ein ganz zufälliges Attribut eines Menschen, und doch kann er sich wie eine Salbe auf eine Wunde legen. Deshalb sag' ich ihn Ihnen, weil ich weiß, daß Sie ihn wissen möchten: Lucy Belfontaine hieß sie, ja, Lucy Belfontaine, und damit, Sie werden es kaum glauben, bin ich selbst schon fast am Ende meiner Weisheit. Denn der Besitz dieser Photographie bedeutet, was mich betrifft, nicht annähernd so viel, wie man legitimerweise annehmen könnte: ich habe diejenige, die sie darstellt, nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen und dann nie wieder. Es war übrigens an dem gleichen Tage, als ich am Strand von Ostende das Bild machen ließ, das Sie gestern sahen und

das mich als einen noch unreifen Bonvivant und sie als eine Lebedame der Gesellschaft zeigt. Es war im selben Jahre, als Eduard der Siebente von England starb.«

Meine Verblüffung schien ihn zu amüsieren. »Verzeihen Sie meine etwas indiskrete Unvermitteltheit: ich kann nur wiederholen, daß ich es völlig plausibel finde, wenn Sie unruhig geschlafen haben. Jedem Menschen, der etwas Phantasie hat, würde es vor ihrem Bilde ähnlich gehen; und Sie sind ein Mensch mit viel Phantasie.«

Immer noch schien er meine Verduzttheit zu genießen. Dann wurde sein Gesicht wieder ernst. »Wie gesagt: mehr als ihren Namen weiß ich auch nicht, nicht sehr viel mehr. Ich bummelte damals, im Begriff, eine Stellung als Zimmerkellner in einem Ostender Luxushotel anzunehmen, über die Strandpromenade und freute mich der kurzen mir noch verbleibenden Freiheit. Vor der Auslage eines Freilichtphotographen blieb ich stehen und besah mir die ausgestellten Lockphotographien. Der Mann, mit einem verschmitzten Chinesengesicht unter einer Art Panamahut, kam auf mich zu und überredete mich zu einer Aufnahme, der einzigen dieser Art, die ich in meinem ganzen Leben habe machen lassen. Er fragte mich augenzwinkernd, ob ich weibliche Gesellschaft auf dem Bilde wünsche; das sei der letzte Chic der Saison, alle jungen Elegants machten das so und was der Argumente mehr waren. Ich plante im Geiste, das fertige Bild an meine Jugendfreunde in der Heimat zu schicken, und malte mir aus, welchen Eindruck es machen würde, wenn sie mich in Begleitung einer mondänen Strandnixe sähen; sie konnten ja nicht wissen, daß es auf allen Bildern immer eine und dieselbe bestellte Nixe sei, irgendein Mannequin, das auf Tausenden von Postkarten dieser Art prangte und als Renommierstück erotisch unerfahrener oder gar schüchterner Mächtegern-Dandys in die weite Welt versandt wurde. Ich wurde handelseinig mit dem Manne, stellte mich vor einem Badekiosk in Positur, wartete auf die Dulcinea, die mich auf dem Bilde zum

umworbene Don Juan machen sollte, und war überrascht, sie auch schon, strahlender als eine Göttin, auf mich zutrippeln und, kokett den seidenen Schleppsäum über den Sand fegend, schließlich mit lächelnder Selbstverständlichkeit meine Schulter umfassen zu sehen. Mir wurde heiß und kalt, verwirrt sah ich den Photographen an, dies konnte nicht sein, diese berauschte Botticelli-Figur war kein käufliches Photo-Mannequin, konnte einfach keines sein. Auch der Photograph sah mich und meine Partnerin einen Augenblick überrascht an, einen Augenblick nur, dann faßte er sich, grinste uns wie in geheimer Komplizenschaft an und traf seine Vorbereitungen. Ich spürte die Berührung ihrer Schulter, sah durch das Spitzendekolleté ihrer Bluse, glaubte unter dem Blick dieser Augen dahinzuschwinden und sog ihr Parfüm wie den Weihrauch ein, den man einer exotischen Gottheit darbringt. Ich sah natürlich mit meinen erfahrenen Kellneraugen, daß etwas, eine Winzigkeit, nicht an ihr stimmte; es war der kaum sichtbare Sprung im Kristall, der Engländer nennt es ›flaw‹ –, das unsichtbare Kainsmal der Demi-Mondänen, wie man damals sagte; aber diese Entdeckung steigerte höchstens noch den Reiz, den sie auf mich ausübte. Dabei umschwebte etwas von kühler Entrücktheit ihre Erscheinung, als sei sie gar nicht richtig dabei oder als sei für sie nur eine kapriziöse Beiläufigkeit, was mich abwechselnd kalt und heiß durchfuhr.

Als die Aufnahme fertig war, nahm sie den Arm von meiner Schulter, sagte mit gedämpfter Stimme ›merci bien, Monsieur‹, lachte künstlich auf, als sei alles nur ein Karnevalscherz, lachte stärker, so daß ich das Pulsieren ihrer weißen Kehle sah, verfiel sich in einem hysterischen Lachanfall, begann zu husten, nahm ein Spitzentuch aus ihrem Täschchen, wurde sehr blaß und fast durchsichtig – nie werde ich diesen Anblick vergessen –, bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuch und wandte sich hustend ab. Ich sprang ihr bei, berührte sie scheu wie ein Götterbild, sie bog sich lächelnd zurück, ›c'est passé‹, sagte sie und steckte das Tuch in das

Täschchen zurück. Ich bemerkte, daß es dunkelrote Flecke enthielt, auch war sie noch sehr blaß, doch die spöttische Nonchalance ihres Benehmens erlaubte kaum eine eindringlichere Bemühung um ihr physisches Befinden. Später, als sie wieder in der promenierenden Menge verschwunden war, machte ich dem Photographen Vorhaltungen, daß er eine offenbar schwindsüchtige Beauté in den Dienst seines Unternehmens gestellt habe. Die bezaubernde Kreatur könne jeden Augenblick unter einem Blutsturz zusammenbrechen. Er sah mich zunächst an wie einen Verrückten, begriff offenbar nicht, was ich meinte, grinste dann und sagte: ›Pardon, Monsieur belieben zu scherzen! Ein toller Scherz, parbleu, der tollste Scherz des Jahrhunderts, hehe!‹

Ich war noch so benommen von der Erscheinung der Unbekannten, daß ich das Mißverständnis gar nicht begriff und die Sache auf sich beruhen ließ.

Als ich am nächsten Tage wiederkam, um die fertigen Abzüge in Empfang zu nehmen, stand anstelle meiner schwindsüchtigen Kameliendame eine ganz andere da, irgendeine dieser Boulevard-Kokotten. Ich fragte nach der Unbekannten vom Vortage und ob er (ich deutete mit den Blicken auf die Neuerwerbung) meine Vorhaltungen nun doch beherzigt hätte, da fuhr mich der Mann wütend an und drohte, er lasse sich nicht länger zum Narren halten. Warum, zum Teufel, ich ihm einzureden versuche, die Dame von gestern sei nicht meine legitime oder illegitime Begleiterin gewesen, sondern sein Modell?! Welchen Zweck ich mit dieser Mystifikation verfolge, he? Die Dame sei vor einer Stunde dagewesen und habe die Bilder abgeholt.

Ich stand wie angewurzelt da. Der Ärger des Mannes war zu echt, als daß ich seine Ehrlichkeit hätte anzweifeln können. Ein Schimmer des wahren Zusammenhangs begann mir zu dämmern. Es konnte nicht anders sein: eine Wildfremde hatte sich aus purer Laune mit mir photographieren lassen. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. ›Wissen

Sie wenigstens ihren Namen?« fragte ich den Mann. Aber er drehte sich nur brüsk um und gab mir drastisch zu verstehen, er werde sich nicht länger von mir zum Narren halten lassen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich in die Rolle des entlarvten Spaßvogels zu ergeben. Ich bat den Photographen, einige weitere Abzüge herzustellen, die ich am nächsten Tage abholen wolle. Ich nahm sie dann auch wirklich wie den Abglanz einer unirdischen Erscheinung in Empfang; denn es war mir sonderbar gewiß: dies war das letzte Konterfei einer vom Tode Gezeichneten gewesen ... Verzeihen Sie, junger Freund, ich bin ein wenig ins Schwärmen geraten«, sagte er nach einer Pause.

»Und haben Sie sie wiedergesehen?« fragte ich schließlich. »Nie wieder«, sagte er. »Sie ist ja auch bald darauf gestorben.«

»Wie haben Sie das erfahren?«

»Durch Zufall, einige Jahre später, als ich schon gar nicht mehr damit rechnete, noch irgend etwas von ihr zu hören. Wenn ich die Photographie nicht als unumstößlichen Beweis ihrer Existenz gehabt hätte, würde ich sie ohnehin nur für eine Ausgeburt meiner Phantasie gehalten haben ... Ich kellnerte damals in einem distinguierten Londoner Club. Es verkehrten dort nur Herren aus der Aristokratie, Lords, Baronets, Diplomaten, hohe Beamte aus dem Kolonialdienst und so weiter. Schon seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß mich Lord Pembroke, ein Herr in den Sechzigern, merkwürdig fixierte, wenn ich an seinen Tisch kam. Er war ein ausgezeichnete Billardspieler, dabei von massiger Gestalt und etwas schwerfälligen Bewegungen. Sein Kopf war kantig wie ein Granitblock und drehte sich nur äußerst langsam auf dem mächtigen Genick. Trotzdem war es bewundernswert, mit welcher Eleganz dieser korpulente Herr seine Stöße kalkulierte und ausführte. Man sagte, daß er sich seine um ihrer satirischen Schärfe berühmten Oberhausreden beim Billard ausdenke. Nun, eines Abends, es war schon spät, winkte er mir, ihm zu folgen. Er ließ sich

Mantel und Zylinder geben, verließ den Club, ersuchte mich, in seinen Wagen zu steigen, und nannte als Ziel seine Stadtwohnung am St. James' Park. Während der ganzen Fahrt sprach er kein Wort. Erst als wir bei ihm waren, schloß er seinen Sekretär auf, nahm eine Photographie heraus und zeigte sie mir mit der Frage, ob ich einmal der junge Mann gewesen sei, den man an der Seite der Dame sehe. Sie werden erraten, junger Freund, um welche Photographie es sich handelte, und Sie werden sich auch meine Bestürzung in diesem Augenblick ausmalen können. Ich hatte das Bild lange nicht mehr betrachtet, obwohl ich es immer in einem Seidenfutteral meiner Brieftasche bei mir trug. Es war mir so etwas wie eine Reliquie geworden. Die reale Existenz der Abgebildeten allerdings hatte ich mit den Jahren zu bezweifeln begonnen.

Daß nun plötzlich Lord Pembroke ein zweites Exemplar des Bildes besaß, zerriß mit einem Male den feinen Kokon romantischer Vorstellungen, in den ich mich eingesponnen hatte, und gab der ganzen Sache plötzlich wieder ein sehr irdisches Ansehen. Ich kannte Seine Lordschaft nicht wieder. Der massive Gentleman mit den beherrschten Manieren und der satirischen Zunge, der Mann, von dem man sagte, daß er sich noch nie eine Blöße vor anderen Menschen gegeben habe, stand wie ein gedrungener Stier vor mir, mit herausgequollenen Augen, apoplektischem Gesicht, dessen Züge wie auf dem Schnitzkopf einer malaiischen Gottheit schrecklich verzerrt waren. Er wartete auf meine Antwort, ja oder nein, wie auf ein Urteil über Leben und Tod. Ich begriff nichts von allem, sah nur die scharf abgegrenzten roten Flecken auf seinem verquollenen Gesicht und fürchtete jeden Augenblick, daß ihn ein Schlaganfall treffen würde.

Ich ging auf ihn zu. ›Beruhigen Sie sich, Mylord‹, sagte ich und führte ihn zu einem Sessel. ›Ich werde Ihnen alles erzählen.‹ Und ich erzählte ihm die Geschichte, die Sie bereits kennen. Als ich fertig war, sah er mich mißtrauisch

an und fragte: »Können Sie die Wahrheit der Geschichte beschwören?« »Ich kann es, Mylord«, sagte ich feierlich. Mir wurde allmählich unheimlich zumute. Das Ganze bekam Ähnlichkeit mit einem nächtlichen Inquisitionsverhör. Am nächsten Tage fuhr er mit mir auf sein ländliches Besitztum und ließ mich vor dem Altar der Gruft seiner Ahnen die Geschichte mit dem Bild beschwören. Erst als diese groteske Zeremonie hinter uns lag, kehrte sein Denken wieder in normale Bahnen zurück, und er schien sich zu erinnern, daß auch ich ein Mensch sei, mit dem man nicht tagelang einen mysteriösen Zirkus ohne ein Wort der Erläuterung veranstalten könne. Er wurde sehr herablassend, ja, ließ sogar eine gewisse Sympathie durchblicken und bereitete mir angenehme Tage in Hambroke Castle – so hieß seine Beszung.«

»Und die Frau?«

»Er ließ sich mir, dem Kellner seines Clubs gegenüber, natürlich nicht so recht aus, was ich verstehen konnte. Nur über eines duldete er keinen Zweifel: daß er mir dankbar bis ans Ende seiner Tage sein würde.«

»Ich verstehe nicht so recht ...«, sagte ich zögernd.

»Ich verstand es damals auch nicht. Ich achtete das Schweigen des alten Herrn. Erst im Club bestätigte sich ein Teil meines Verdachtes. Und dann, später, als ich wegen seines Testamentes noch einmal nach London mußte, erfuhr ich den Rest der Wahrheit.«

»Was hatten Sie denn mit seinem Testament zu tun?« entschlüpfte es mir.

»Ich verstehe Ihre Ungeduld«, sagte er und lächelte halb nachsichtig, halb schalkhaft. »Auch ich erfuhr ja die Wahrheit nur in sparsamen Portionen und hatte zwischendurch länger zu warten, als Sie jetzt. Im Büro des Londoner Rechtsanwaltes, den Lord Pembroke mit der Vollstreckung seines letzten Willens beauftragt hatte, traf ich Parker wieder, seinen alten Diener. Er war eine ehrwürdige Seele, die Verschwiegenheit selbst. Die Trauer um den Tod seines

Herrn hatte ihn gebeugt und fast zum Greis gemacht. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, mit ihm dasselbe Spiel anzustellen, das auch Lord Pembroke schon an mir ausprobiert hatte. Ich zeigte ihm also, als wir zusammen das Office des Rechtsanwalts verließen, um in einem benachbarten Restaurant zu lunchen – es verband uns so etwas wie das Kameradschaftsgefühl gemeinsamer Trauer –, ich zeigte ihm also ebenso unvermittelt, wie Lord Pembroke das mit mir getan hatte, die Photographie und beobachtete sein Gesicht. Er fuhr zurück, als habe er einen Geist erblickt. Dann griff er hastig nach dem Bild und wollte es mit einer instinktiven Bewegung in seiner Rocktasche bergen. ›Sie haben es gestohlen?‹ fragte er, halb von Schrecken, halb von zorniger Verblüffung erfüllt. ›Nein, ich bin sein rechtmäßiger Besitzer‹, sagte ich beinahe spöttisch. ›Sehen Sie doch genau hin, vielleicht erkennen Sie außer der jungen Dame auch noch den Kavalier?‹ Ich muß dazu bemerken, daß ich mich in den Jahren seit jenem Abenteuer ziemlich zu meinen Ungunsten verändert hatte, so daß ich es Parker eigentlich nicht verübeln konnte, wenn er nicht gleich die Identität zwischen meinem Jugendbildnis und meiner jetzigen Erscheinung feststellte. Schließlich aber begriff er doch; aus dem Umstand außerdem, daß Lord Pembroke mich, der ich mich nicht der geringsten verwandtschaftlichen Beziehung zu ihm rühmen konnte, mit einem so auffällig hohen Legat bedacht hatte, mochte er nun schließen, daß ich im Leben seines Herrn vielleicht eine bedeutsamere Rolle gespielt hatte, als er sich bisher hatte träumen lassen. Kurz und gut: ich erzählte ihm die Geschichte, die Sie bereits kennen, und fragte ihn zum Schluß, ob er sich erinnern könne, in jenem Sommer mit seinem Herrn in Ostende gewesen zu sein. Er bejahte es, immer noch inmitten der Erregung, die sich seiner beim Anblick des Bildes bemächtigt hatte. ›Kennen Sie die Dame auch?‹ fragte ich.

›Ich kenne sie‹, sagte er leise. ›Friede ihrer Asche, aber sie hat mehr als einen Nagel zum Sarge Seiner Lordschaft geschmiedet.‹

Er schwieg.

›Drei Wochen danach starb sie übrigens‹ fügte er nach einer Weile hinzu, als bereite ihm dieser Umstand nachträglich noch Genugtuung.

›Drei Wochen wonach?‹

›Nach dem Krach.‹

›Nach welchem Krach?‹

Und nun stellte sich heraus, daß Parker sich noch genau des Tages erinnern konnte, der mir das rätselhafte Tête-à-tête mit der Unbekannten gebracht hatte. Sie war, wie Sie inzwischen erraten haben werden, Lord Pembrokes Geliebte. Er hatte sie wegen ihrer Herkunft nicht heiraten können. Wahrscheinlich trug sie ihre Lage äußerlich mit aller Contenance, doch ist anzunehmen, daß die Doppelgleisigkeit seines Privatlebens und das Halbdunkel, in dem zu leben er sie zwang, wenn auch in Luxusappartements, wie ein quälendes Geschwür in ihr saß. Immerhin: ein einziges Mal, an dem bewußten Tag nämlich, muß es zwischen ihnen, zwischen Lord Pembroke und seiner Geliebten, eine Auseinandersetzung deswegen gegeben haben. Vielleicht ahnte sie, daß es mit ihr zu Ende ging, vielleicht ertrug sie die Demütigung des Sterbenmüssens in einem Absteigequartier nicht mehr. Aus Parkers widerstrebend gemachten Andeutungen mußte ich jedenfalls entnehmen, daß er an eben dem bewußten Tage in Ostende Ohrenzeuge eines heftigen Wortwechsels zwischen Lord Pembroke und Miß Lucy Belfontaine – war sie übrigens eine Französin oder eine Engländerin? – geworden war, eines Wortwechsels, der in dem heftigen Ausruf der Frau gegipfelt habe, daß sie lieber im legitimen Ehebett des ersten besten Lakaien sterben wolle, denn als Mätresse eines erblichen Lords, selbst wenn er seine Ahnenreihe bis auf Wilhelm den Eroberer zurückführen könne. Dieses Wort ›Mätresse‹ habe sie ihm mehrmals giftig ins Gesicht geschleudert. Aber Lord Pem-

broke habe nur kalt erwidert, ein Wort habe immer den Klang, den der Mund, welcher es ausspreche, ihm verleihe; eine noble Seele füge sich den Erfordernissen der Konvention, ohne dabei an natürlicher Würde einzubüßen. Einer Pompadour sei gewiß nicht einmal der Gedanke gekommen, daß sie nur eine ›Mätresse‹ sei. Mit dem Fuße wild aufstampfend habe darauf die Frau höhnisch entgegnet, daß er sie viel zu hoch eintaxiere, sie verzichte gern auf den Rang einer Mätresse Seiner Lordschaft. Worauf sie die Tür zugeknallt und totenblaß die Villa verlassen habe. Nach ungefähr einer Stunde sei sie zurückgekommen und habe sich bis zum Abend in ihre Räume eingeschlossen. Am nächsten Tage aber sei es zwischen ihr und dem Lord gewesen wie immer. Lord Pembroke habe sie nie zu fragen gewagt, wo sie in jener kurzen Stunde gewesen sei, die ihm wahrscheinlich wie eine Ewigkeit erschienen war.«

Mir dämmerte allmählich der Zusammenhang. Trotzdem gab ich vor, noch immer nichts zu verstehen, und fragte wie ahnungslos: »Wo war sie denn?«

»Erraten Sie es denn nicht?« lächelte der Gastwirt mich etwas mitleidig an. »Sie war am Strand, sicherlich um sich die Erregung abzulaufen, und muß zufällig vorbeigekommen sein, als der Photograph Anstalten traf, mich zu knipsen. In diesem Augenblick blitzte wohl der Einfall mit der Photographie in ihrem Hirn auf. Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß sie das Bild zum Werkzeug ihrer Rache auserkoren hatte. Es sollte als hinterlassenes Beweisstück einer vorgetäuschten Untreue dienen, eine Bestimmung, die es, wie die Ereignisse nach ihrem Tode bewiesen, dann auch nur allzu gründlich erfüllt hat.«

»Wenn sie einer solchen mediokren Tat fähig war«, wagte ich einzuwenden, »kann sie ihn nicht wahrhaft geliebt haben.«

»Da bin ich anderer Meinung als Sie«, sagte mein Gastgeber. »Ihre Tat scheint mir nur ein Maß für die Demütigung zu sein, die er ihrem Stolz zugefügt hatte. Man hat ja von

der sagenhaften Lebensgier dieser vom Tode gezeichneten Schwindsüchtigen erzählen gehört, einer Lebensgier, die sich zuweilen in wilden Haß gegen die Überlebenden verwandelt. Und gehörte er nicht auch zu diesen Überlebenden? Gewiß, sie liebte ihn; aber den mangelnden Mut zum Bruch mit seiner Gesellschaftskaste verzieh sie ihm nicht. So ließ sie als Rache den bohrendsten Stachel in seiner Erinnerung zurück, den sich eine bis auf den Tod beleidigte Frauenseele ausdenken konnte: den Zweifel an ihrer Treue. Dieses Gift hat schließlich wohl auch ihm das Leben gekostet.«

Er schwieg erschöpft. Erst jetzt sah ich, wie sehr ihn die Erzählung angestrengt hatte. Die dunkelbraunen Kondoraugen in dem Greisengesicht sahen mich etwas unsicher an. Und wiederum überkam mich, wie am Vortage und in der Nacht schon, ein mir selbst in dieser Stärke nicht völlig erklärbares Mitleid mit dem Mann. Mein Verstand wehrte sich dagegen. Was hatte er schließlich mit der Herzens-Bredouille des Lord Pembroke zu tun? Er war doch nur unfreiwilliger Statist in dieser Geschichte gewesen. Aber vielleicht lag gerade da die Erklärung. Die Liebenden hatten ihr wohlverwähltes Schicksal gehabt. Dieser Mann aber hatte den Atem der vom Tod gezeichneten Schönheit erfahren in demselben Augenblick, da sie ihm für immer entschwand.

Am anderen Morgen nahm mich die Landstraße wieder auf. Immer noch wälzten sich Flüchtlingstrecks und Wagenkolonnen vorbei. Ein Kind weinte auf dem Schoß seiner Mutter, die auf einem Sack hockte. Belle Époque, mauvaise époque? Ich lebte.

Marche Funèbre

Es war im dritten Kriegswinter, irgendwo an der karelischen Front. Zwei oder drei russische Batterien, aus ihrem Regimentsverband herausgesprengt, völlig ohne Munitionsnachschub, waren in einem Wäldchen zusammengedrängt worden. Es gab nur eine Möglichkeit für sie, zu entkommen: über den See, an welchen der Wald grenzte. Ich habe den Namen des Sees vergessen; manchmal denke ich, es sei ein Gespenstersee gewesen, den die Turbulenz jener Tage wie eine Halluzination unserer erschöpften Sinne aus der Monotonie der karelischen Landschaft, heraufbeschworen habe. Und doch muß er wirklich gewesen sein, denn ich hatte ja, dem Vermessungstrupp einer leichten Artillerieabteilung angehörend, mitgeholfen, die Koordinaten von Wäldchen und See festzustellen und die Richtzahlen für die Batterien zu ermitteln. Zu unserer Unterstützung waren noch zwei Granatwerferkompanien eingesetzt, die hinter einer Bodenwelle vor den Feuerstellungen in Deckung gegangen waren und von unseren Batterien überschossen wurden. Es lag uns daran, wenigstens einen Teil der feindlichen Geschütze unversehrt in unsere Hand zu bekommen, denn es schien ausgeschlossen, daß der Gegner über Boote oder Fähren verfügte, um seine schweren Waffen mit über das Wasser zu nehmen. Der See sei noch nicht zugefroren, hieß es, was uns wundernahm, denn es herrschte seit Tagen eine klirrende, windstille Kälte.

Das Orgeln, Fauchen und Bersten der Granaten währte bis tief in die Nacht. Das Feuer von der Gegenseite war völlig erloschen. Über den Wäldern färbte sich der Himmel fahlrot. Gegen Mitternacht erhob sich ein eisiger Sturm, ein Sturm von so würgender, alles umklammernder Eiseskälte, daß binnen kurzem jede Gefechtstätigkeit aufhörte. Es war, als seien die Eisriesen der germanischen Göttersage aufgebrochen, um für diese Nacht dem Kampf ein Ende zu bereiten.

Am anderen Morgen, nachdem Spähtrupps die Lage im Walde erkundet und tatsächlich festgestellt hatten, daß die Russen über den See abgezogen sein mußten, führte mich ein Meldeauftrag zu einer der Granatwerferkompanien. Ich benutzte die Gelegenheit, mir Wald und See aus der Nähe anzusehen. Der nächtliche Eissturm war einem monotonen Säuseln gewichen, das nur hin und wieder zu schrillum Geheul answoll. Die Kälte aber war eher noch stärker geworden, wie flüssiges Feuer brannte sie in den Lungen. Die Luft schien zu einem einzigen Eiskristall erstarrt. Im Walde hatten unsere Granateinschläge eine bizarre Landschaft aus zersplitterten Baumstümpfen, zerfurchten Kratern, zerrissenen Kadavern von Pferden und Menschen, wirr umhergestreuten Ausrüstungsstücken geschaffen. Schließlich sah ich durch die letzten Baumgruppen den Spiegel des Sees vor mir liegen. Spiegel? War das ein Spiegel? Das Phänomen, welches sich meinen Blicken darbot, war wohl das merkwürdigste Naturschauspiel, dessen Zeuge ich in meinem ganzen Leben geworden war. Der See war zugefroren; aber kein glatter Eisspiegel deckte ihn, sondern ein zerkerbtes, in sturmgepeitschter Dünung aufgewühltes Antlitz, ein Gigantenantlitz, dessen tobende Leidenschaftlichkeit zu glitzernder Eisespracht erstarrt war. Mir fielen Versuche aus der Physikstunde ein, da es gelungen war, eine in vollständiger Regungslosigkeit bis unter den Gefrierpunkt hinab flüssig erhaltene Lösung durch das Eintauchen eines Stäbchens plötzlich zum Gefrieren zu bringen. So ähnlich mochte es auch mit dem See gegangen sein. Seit Tagen in seiner Temperatur haarscharf am Nullpunkt liegend, war er durch die gewaltige Erschütterung des Eissturms plötzlich zugefroren, auf der Oberfläche ein ebenso phantastisches wie plastisches Bild vom Kampf der Elemente hinterlassend. Was aber das grausigste war: aus der Eiskecke ragten zu Dutzenden die zottigen, im Todeskampf zu schaurigen Grimassen erstarrten Köpfe der russischen Panjepferdchen hervor, die sich vor dem Feuer unserer Batte-

rien über den See zu retten versucht hatten. Mitten im Schwimmen mußte die volle Gewalt des Eistaifuns sie überrascht haben. Witternd, daß sie gegen die zermalmende Macht der sich schnell bildenden Eiskruste nicht ankommen würden, hatten sie sich zurückgewendet und das Ufer wieder zu erreichen versucht, indessen, der würgende Griff des Eises war schneller als sie gewesen. Ihre Köpfe sahen wie verzuckert aus, die Ohren wie kristalline Kalkammoniten, die Mähnen glichen Hecken aus sprödem Glasgestrüpp, die entblößten Gebisse glitzerten wie Diamantenketten. Von den Russen selbst keine Spur. Nur um eine der weißen erstarrten Pferdemonumen hatte sich eine Gestalt gelegt, die Arme um den Hals des Tieres geschlungen, wie ein Schlafender. Der Mann mußte längst erfroren sein. Ich riß die Klappe seiner Pelzmütze zurück und blickte in ein feines, wohlgeformtes, schwach lächelndes Gesicht mit spöttischen Mundfalten. Das kurze Kinnbärtchen starrte wie ein Bürstentwisch aus glitzernden Eisnadeln, und die blaßblauen aufgerissenen Augen blickten ungläubig, fast ein wenig höhnisch auf die starrende Eiswüste ringsumher. Weshalb lag der Mann hier? Warum war er nicht mit den andern entkommen? Oder war das Eis nur der Sargdeckel ihrer ertrunkenen Leiber?

Ich habe das Gesicht des Mannes über der Mähne des Panjepferdchens nicht vergessen. Und jedesmal, wenn ich mich in unruhigen Nächten seiner erinnere, dann höre ich das dumpfe melancholische Säuseln des karelischen Windes, der an jenem Morgen durch die knorrigen Äste krähenbesetzter kahler Bäume wie durch dunkle Äolsharfen strich. Und immer will es mir scheinen, als sei die Melodie des Windes jener berühmte, von heroischen Todesschauern durchbebte »marche funèbre« aus der b-Moll-Sonate von Chopin gewesen, die ich über alles in der Welt liebe.

Zwei Jahre später ging ich an einem Sonntagabend müßig über einen Rummelplatz. Es war schon spät, gegen Abend war ein scharfer Wind eingefallen und hatte die Mehrzahl

der Besucher vorzeitig vertrieben. Die Karussells drehten sich halbleer, die Schlangenmenschen und trikotbekleideten Halbweltdamen hatten sich wegen des Temperatursturzes in das Innere der Buden zurückgezogen, die Tombola-ausrufer ließen die schrillenden Glücksräder vor nur noch vereinzelt Passanten kreisen. Irgendwie aber hatte ich das merkwürdige Gefühl, all dieser grelle, geisterhaft unwirkliche Betrieb würde sich in Ewigkeit so weiterdrehen, wie ein aufgezogenes Perpetuum mobile, selbst wenn auf einmal keine Besucher mehr da sein würden.

Plötzlich ertönte das scharfe Geheul der Sirenen. Wie aufgeschreckte Asseln, in die ein Tropfen flüssigen Bleies fällt, stoben die letzten Schaulustigen auseinander, zerstreuten sich in der Dunkelheit. Die Karussells standen still, die Dudelmusik hörte mit einer langgezogenen Dissonanz auf, die zu bunten Ornamenten und Inschriften verschlungenen Reihen elektrischer Birnen erloschen. In der plötzlich eingetretenen Stille glaubte man das Brummen herannahender Bomberverbände zu vernehmen.

Da bemerkte ich auf einmal, daß eines der Karussells in unheimlich anmutender Stetigkeit sich weiterdrehte, als sei nichts geschehen. Die grünen und roten Glühbirnen an seiner Bedachung brannten weiter und beschienen geisterhaft die lackierten, prachtvoll aufgezäumten Holzpferde, die sich in starrer Reihenfolge zu den dudelnden Klängen eines sentimental Gassenhauers drehten. Plötzlich schnarrte es in der Orgel, das Spielwerk einer anderen Melodie schaltete sich ein. Mein Herz erstarrte, ein Schauer rann mir über den Rücken: in einer merkwürdig verballhornten Parodie ertönte der »marche funèbre« aus der Sonate in b-Moll von Chopin. Und wie die kreisenden Pferde mit stolz aufgezäumten Gebiß eines nach dem andern an mir vorbei Revue passierten, bemerkte ich, daß auf dem Buckel einer der aufgetakelten Holzmähren eine Gestalt kauerte, eng an den Pferdeleib gepreßt, mit hängendem Kopf, als schlief sie. Im selben Augenblick schien sich die Erde kreißend vor mir

zu öffnen, eine fürchterliche Detonation erschütterte die Luft, das Geisterkarussell barst in alle Himmelsrichtungen auseinander. Der Luftdruck schleuderte mich zur Erde, und Trümmer bedeckten mich. Im Traumbewußtsein aber war mir, als trommle das heroische Thema des »marche funèbre« aus der monoton sich weiter drehenden Kirmesorgel gegen mein Ohr.

Nach acht Wochen verließ ich das Lazarett, in das ich mit einer Gehirnerschütterung eingeliefert worden war. Einer vagen Vermutung nachgehend, erkundigte ich mich nach den näheren Umständen jenes Bombenangriffes, dessen Opfer auch ich geworden war, und erfuhr durch den Leiter des Aufräumungskommandos, daß unter den Trümmern auch die Leiche eines Russen identifiziert worden sei, der von einem benachbarten Lager seit zwei Tagen als flüchtig gemeldet worden war. Der Körper des Getöteten sei merkwürdigerweise unverletzt gewesen. Es blieb nichts übrig als anzunehmen, der plötzliche Schrecken habe ihm einen Herzschlag versetzt.

Karl Marx und die Harfenspielerin

Bei den Spaziergängen mit Onkel Bernard in den Quartieren der Heimweber war ich mit der Familie des Obermeisters Leblanc bekannt geworden. Die Leblancs wohnten in den Slums von Antares. Kinder wimmelten hier wie Ameisenhaufen. Die Männer standen rudelweise in den Schenken und randalierten. Messerstechereien waren an der Tagesordnung. In den Spielhöllen räkelt sich halbflügge Burschen vor den Automaten. Ausgemergelte Weiber mit fliegenden Haarsträhnen und schmutzigen Schürzen, an deren Bänder sich hungernde Kinder hängten, standen vor den Milchläden oder Freibänken des nahen Schlachthofes. Ein Geruch von Kohlsuppe, Windeln und schlechtgelüfteten Betten durchzog diese Straßen, in denen es nie richtig Tag wurde. Die Familie Leblanc wohnte in einem Miethaus, dessen düstere Verfallenheit selbst einen Bagnosträfling abgeschreckt hätte. Das Treppengehäuse war wurmstichig und drohte unter jedem schweren Tritt zusammenzubrechen. Eine Kruste von Schmutz verdunkelte die Fenster der Hausflure; man sah wie durch geschwärzte Scheiben nach einer Sonnenfinsternis.

Jedesmal, wenn ich diese Treppen hinter Onkel Bernard hinaufging, überkam mich eine leichte Übelkeit. Überall in den Stockwerken öffneten sich die Türen, und ganze Bündel feindseliger Augen richteten sich auf uns. Onkel Bernard schien das nicht anzufechten. Wie ein freundlicher Dickhäuter stapfte er durch diesen Sumpf des Elends, in seinem schwarzen Paletot mit dem Pelzkragen, den Regenschirm im Seidenfutteral über dem Arm und mit einer schwarzen steifen Melone, die ihm das Ansehen eines Börsenmaklers gab. Ich litt unter diesen Gängen, die mir entsetzlicher erschienen als Spießrutenlaufen, und dennoch war etwas da, das mich immer lockte mitzugehen. Vielleicht war es eine Art ästhetischer Grausamkeit, die mich in diese dämmernden Schächte trieb. Denn auch dort war

Schönheit beheimatet; Schönheit, die wie ein Pilz aus modrigen Gründen wuchs. Manche dieser Mädchen- und Frauengesichter strahlten inmitten des Elends einen eigenartigen Reiz aus. Große Augen schimmerten wie schwarze Seerosen auf der matten Haut einer stummen Resignation. Es gab eine Poesie der bläulich umflorten Halsgruben, eine Faszination der spitzen weißen Ellenbogen, die mir das Blut zum Herzen trieb.

Leblanc war ein dunkler Wallone, vor etwa dreißig Jahren nach Antares zugewandert und seit einiger Zeit Witwer. Seine Frau hatte vierzehn Kinder gehabt, von denen einige gestorben waren. Die ältesten Töchter versorgten den Haushalt. Mein Onkel hatte ihm oft angeboten, er solle aus der Miettspelunke ausziehen und eine andere, komfortablere Wohnung beziehen. Aber Leblanc, ein Krakeeler und sozialistischer Funktionär, lehnte es ab, anders zu leben als seine Genossen. Er verwickelte meinen Onkel in lange Debatten, zitierte ganze Seiten aus den Schriften von Marx und Engels, schwelgte in persönlichen Erinnerungen an Jean Jaurès, dessen Ermordung er pathetisch die »Götterdämmerung der Bourgeoisie« nannte, und prophezeite meinem Onkel und seiner Sippe ein schreckliches Ende in einem neuen Aufstand der Kommune, der mit dem Beginn der dritten industriellen Revolution ausbrechen würde.

»Deshalb möchte ich auch nicht von hier weg, Herr Grey«, sagte er. »Glauben Sie, ich lasse meine Genossen im Stich, nachdem ich dreißig Jahre lang allen Dreck mit ihnen geteilt habe, gerade jetzt, da Léon Blum im Begriff ist, durch einen genialen Coup die Früchte für uns alle einzuheimen?« Mein Onkel hörte ihm zu, wie man den Albereien eines Harlekins zuhört.

»Ich will Sie nicht um die Früchte Ihres Sieges bringen, Herr Leblanc«, brummte er freundlich-ironisch. »Wenn Sie glauben, diese trostlose Kulisse nötig zu haben, um Ihren späteren Triumph um so besser genießen zu können, dann will ich sie Ihnen nicht nehmen. Man kann niemand zu

seinem Glück zwingen. Immerhin sind die Kampfschriften Ihres geliebten Marx auf einem gutbürgerlichen Plüschsofa verfaßt worden. Seien Sie kein Phantast, Leblanc! Niemand unter Ihren Genossen würde mein Angebot ausschlagen. Das ist falsch verstandene Klassensolidarität. Ihre Kollegen lachen im stillen über Sie.«

Damit hatte er an Leblancs empfindlichste Stelle gerührt. Der Weber war tatsächlich nicht sehr beliebt bei seinen Klassengenossen. Seine Krakeelerei schien ihnen hohles Pathos. Er las ihnen zuviel, er war ihnen zu sehr im wissenschaftlichen Jargon des Sozialismus beheimatet. Seine Askesse, sein Fanatismus, sein betonter Verzicht auf die Vorteile, die ihm seine Funktionsstellung hätte einbringen können, war ihnen unheimlich. Sie hielten seine Bescheidenheit für verkappten Hochmut, seine Koketterie mit dem Elend für Arroganz.

»Über mich lachen?« fuhr Leblanc auf. »Sie gehen für mich durchs Feuer! Es mag welche unter ihnen geben, denen meine Art nicht paßt. Aber wählen tun sie mich doch immer wieder. Die meisten haben keinen richtigen Elan mehr. Die Revolution ist ihnen unbequem. Für ein zufriedenes Kleinbürgerdasein würden sie die Fahne des Sozialismus verraten. Aber da mache ich nicht mit. Ich lasse mich mit einem Plüschsofa nicht kaufen. Und meine Kinder denken genauso wie ich! Da, sehen Sie sich die Rasselbände an! Eines fanatischer als das andere! Sie haben den Geist des Klassenkampfes mit der Muttermilch eingesogen. Passen Sie auf, Herr Grey, jetzt werde ich Ihnen etwas zeigen! He, Jean, hol mal Mutters Harfe! Sie steht im Schlafzimmer hinterm Kleiderschrank.«

Ein etwa zwölfjähriger Bursche, nußäugig und schwarzlockig, der schweigend in einer Schar blasser, hohlwangiger Geschwister gestanden hatte, ging ins Nebenzimmer und kam keuchend mit einer großen schweren Harfe zurück. Leblanc nahm sie, strich mit den Fingern schwirrend über die Saiten und sagte:

»Sie ist seit dem Tode meiner Frau nicht mehr angerührt worden. Ein Familienheiligum. Eine Reliquie. Meine Frau war eine großartige Harfenspielerin. Sie hätten sie sehen sollen, in den letzten Jahren vor ihrem Tod, als sie nur noch zu Bett lag, wie sie da die Internationale und den Marsch der Kommune spielte: ein Erlebnis, sage ich Ihnen! Sie war, bevor sie mich heiratete, Konzertharfenistin. Sie spielte in Cafés und Kabarets. Aber solange wir verheiratet waren, hat sie nicht einen einzigen Saitenton für die Unterhaltung bürgerlicher Schmerzbäuche angezupft. Sie wußte, was sie mir und dem Geist der Revolution schuldig war. Wenn gestreikt wurde und die Kinder nichts mehr zu fressen hatten, dann versammelte sie sie um ihr Bett und spielte ihnen zündende Melodien vor, und der Hunger war wie weggeblasen. Nicht wahr, Jean, nicht wahr, Alberta, war's nicht so?«

Die Kinder, ein Häuflein verschüchterter Halbweisen, nickten eifrig, um ihren Vater nicht zu verärgern.



Heinrich Schirmbeck mit Ehefrau und vier Kindern.

Abschied

Ich verabschiedete mich von Jean. Nachdem ich dem Taxichauffeur mein Gepäck mit der Order übergeben hatte, es in die Villa Grey zu bringen, schlenderte ich zu Fuß noch ein Stück durch die Straßen. Je näher die Aussprache mit meinem Onkel rückte, desto zögernder wurde ich. Nicht, daß ich in meinem Entschluß wankend geworden wäre: nein, ich wußte genau, was ich wollte oder besser: was ich *nicht* wollte. Nicht das vorgezeichnete Leben als Sprößling eines begüterten Hauses, als Juniorchef einer Firma, deren Produktion mir ebenso gleichgültig war wie die Dividendenausschüttung der Nationalen Elektrizitäts-Aktiengesellschaft. Mein Haß gegen alles Kommerzielle war eher gewachsen als geringer geworden. Das Geld der Greys würde mich nicht freimachen, sondern versklaven. Ich war plötzlich süchtig nach der Armut eines Intellektuellen. Und gerade diese Armut und die Freiheit, die sie mir zu verbürgen schien, waren in meinen Augen ein so kostbares, ein unschätzbares Gut, daß mir der Wunsch danach wie die höchste Stufe der Anmaßung erschien. Ich brannte darauf, endlich in Sybaris zu sein und in der literarischen Bohème unterzutauchen, auch ohne Monatswechsel, wenn es sein mußte. Leister Gracq war inzwischen als Schriftsteller bekannt geworden: er würde mir weiterhelfen. Vielleicht war er Lektor eines Verlages, vielleicht Redakteur einer Zeitschrift, an der ich mitarbeiten konnte, irgendwie würde es mir schon gelingen, meiner Feder zu leben. Natürlich würde ich weiterhin Vorlesungen belegen müssen, denn was ich in Morly von gelegentlichen Seitensprüngen in die Philosophische Fakultät profitiert hatte, war allzu zufällig und unzusammenhängend gewesen, als daß ich darauf eine literarische Karriere als Brotberuf hätte gründen können. Unter dem Begriff »literarisch« stellte ich mir etwas vor, das mit der geläufigen Vorstellung allerdings nicht mehr viel zu tun hatte. Für mich hatte die traditionelle Unterscheidung

zwischen »Lettres« und »Sciences«, zwischen Dichtung und exakter Forschung, zwischen Mathematik und Literatur nicht jene Gültigkeit, die sie für alle meine Studienkollegen noch besaß.

Im letzten Monat des Krieges hatten die Anglosaxonen die Energie des Atomkerns gegen eine ahnungslose Inselbevölkerung eingesetzt. Dieses Ereignis war nicht nur ein sensationeller physikalisch-chemischer Ablauf, es war eine apokalyptische Erscheinung von so unvorstellbarer Bedeutungsschwere, daß nur ganz wenige Menschen begriffen hatten, was eigentlich geschehen war: im Todesblitz über der japanischen Stadt waren Physik und Theologie eins geworden. Die Atomphysik reichte von nun an in theologische Regionen, und nichts Physikalisches geschah heute auf der Welt, das nicht im Religiösen seinen Widerhall fand. Ein Theologe, der es versäumte, sich ein Bild davon zu schaffen, wie sehr physikalisch-technisches Geschehen in die Ordnung der Schöpfung eingriff, war kein Theologe mehr, sondern ein Kanzel-Idylliker. Die Poesie war heute Dynamit. Ein Vers bedeutete soviel wie eine Atomgleichung. Ein lyrisches Gedicht war eine hermetische Formel, deren Aufschlüsselung nicht weniger geistige Energie erforderte wie ein mathematisches Theorem. Valéry hatte zwanzig Jahre geschwiegen, um seine poetischen Energien in den Symbolismen der Mathematik zu stählen. Die Physik von heute war die Geschichte von morgen. Die einsamste Idee im Elfenbeinturm des Forschers erschütterte wenig später bereits das Leben der Massen. Wissenschaftler gingen ins Kloster, weil sie sich fürchteten, die Verantwortung für die Wirkung ihrer Gedanken länger zu tragen. Die Schönheit einer Idee schützte sie nicht davor, ins Verbrecherische zu entarten. Das Schöne war vielleicht nur des Schrecklichen Anfang. Was hatte in mir die Liebe zur Literatur entflammt? Das Buch eines theoretischen Physikers, eines Mannes der mathematischen Abstraktion. Der Fürst de Bary hatte seine Wellenmechanik, die Erkenntnis, daß das, was wir als Stoff, Masse, Ma-

terie bezeichnen, sich in gewissen Situationen der Beobachtung auch als Welle, als Form unkörperlicher Energiefortpflanzung offenbaren kann, und daß umgekehrt alle Arten von Wellen, darunter auch das Licht, unter gewissen Umständen in körperhafter Struktur auftreten können, er hatte diese sonderbare Zweideutigkeit, ja gegenseitige Austauschbarkeit der beiden physikalischen Grundwesenheiten, Licht und Materie, in einer Sprache zum Ausdruck gebracht, die mich zu höchstem Entzücken hingerissen und das Verlangen in mir hatte entstehen lassen, ähnliches zu schreiben, das Streng-Elegante der Mathematik mit der Sensibilität des Lebens und des Geistes zu vereinen, die Glut einer intellektuellen Mystik in eine Sprache von strenger Symbolkraft zu bannen. Pascal, Valéry und nun der Fürst de Bary waren meine Führer auf diesem Weg. Ich wollte an den bestürzenden Offenbarungen der modernen Physik zum Lyriker werden. Ein abstruses, ein phantastisches Vorhaben, ich wußte das! Ich hätte mich nicht getraut, mit einem normalen Menschen darüber zu sprechen. Aber ich wußte, daß ich eine Botschaft hatte, und ich wollte mich jetzt durch nichts mehr hindern lassen, diese Botschaft auszusprechen und zu ihren berufenen Empfängern zu bringen...

Nachtwanderung

Ich lief durch die nächtliche Stadt, ziellos, mit betäubtem Hirn. Zuerst versuchte ich noch, Giselle wieder einzuholen, aber Zauberarme schienen sie und Tasso hinweggetragen zu haben. Ein paarmal war es mir, als sähe ich ihren Schatten an einer Hauswand; eilte ich darauf zu, war es der Umriss einer Laterne, ein Fleck oder ein Betrunkener, der seinen Rausch im Stehen ausschließ. Ich drang in die Schluchten der Einfahrten und stieß gegen Paare, die sich schweigend umschlangen. Einmal rief ich ein Taxi an und ließ mich mit abgeblendeten Lichtern durch die Gassen des Mont Pelion fahren. Sie konnte noch nicht weit sein. Lachte dort nicht ein irres, übergeschnapptes Lachen aus der Hauseinfahrt? War das nicht ihr Umriss, dieser so schöne, demütig gebogene Hals, dort hinter der Scheibe eines Nachtlokals? Ich ließ den Chauffeur anhalten und fragte die Portiers der Kabarets und Bars nach dem blinden Mädchen mit der grauen Dogge. Sie sahen mich an wie einen Verrückten und empfahlen mir, schlafen zu gehen und mein Gesicht mit Kamillen zu kühlen. Im Eingang eines kleinen Hotels der Rue Flamande betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel: es war geschwollen wie ein Ballon aus Teig; ein Fächer roter Striemen lief darüber hin; meine Augen waren schmal wie die eines Kalmücken. Ich stürzte wieder ins Dunkel hinaus, die finstersten Gassen für meine Wanderung wählend. Zweimal war ich auf der Cité-Insel; im Gebüsch zwischen den Strebepfeilern der Kathedrale kauerte ich mich nieder. Die Wasserspeier warfen ihre Schatten auf den Kies. Unter den Brückenbogen der Morne schnarchten die Clochards; manche von ihnen hockten auf den Steinen, murmelten im Halbschlaf oder starrten, beim Schein eines glimmenden Zigarettenstummels, ins Leere. Ich rannte an der endlosen Fassade des Justizpalastes vorbei, glotzte zu dem gotischen Filigranwerk der Sainte Chapelle empor, als stünde ich vor einem Wald unheimlicher Gewächse, zählte die Lanzen

eines Hofgitters, bis mir bewußt wurde, daß ich vor dem Gitter des Biron-Palais stand, schlich mich davon, ging wieder ins Universitäts-Viertel zurück, atmete den Dunst der Kneipen, erschreckte einige Dirnen, die girrend hinter mir herlachten, tauchte ein in den Bereich der Kuppeln, des Pantheons, des Veteranen-Hospitals, und lief und lief, getrieben wie von glühenden Geißeln, durch diese Fluchten schwarzer und grauer Mauern, wie durch die Schluchten einer untergegangenen Stadt; die Steine schienen Grabesduft auszuströmen, einen schweren, fremden Geruch; und das silberne Grau der Fassaden erschien mir wie die Haut von Dickhäutern, von Walen oder Mammuts. Die Stadt strömte eine weibliche Atmosphäre aus, Moschusgeruch. Noch nie hatte ich das so gespürt wie in dieser Nacht. Die grüne Haut der Kuppeln, das mattgeschwellte Fleisch der Säulen, der laszive Geruch der galanten Etablissements, die Salons der Haute Couture, das höfische Antichambrieren in den Vestibüls der großen Unternehmungen, der Literaturklatsch, die Intrigen in den Zirkeln der Jurys, das Scharwenzeln um die Gunst der Kultur-Wesire, der Vorrang des Mondänen vor den Verdiensten des Geistes, all dieses Weibliche, Weibische, Lächelnd-Heuchlerische, dieses Kurtisanentum selbst in den Bereichen nüchternen Geschäftsgeistes machte diese Metropole zu einer Stadt, die den Geist entnervte. Ich hatte das instinktiv gespürt, als ich vor drei Jahren nach Sybaris gekommen war; denn die Stadt war immer noch das, was sie Jahrhunderte hindurch gewesen war: eine Stadt des Hofes, der Höflinge und der Kurtisanen. Man brauchte Diplomatie, Courtoisie, Grazie, weltläufige Verbindlichkeit und etwas Snobismus, um zu avancieren; Geist war nicht gefragt. Warum hätten sonst Pascal, Descartes, Voltaire, Bergson und ihresgleichen Sybaris geflohen? In der Akademie herrschte nicht die Strenge des Geistes, sondern verbindliche Mondänität. Leister Gracq wußte das. Deshalb hatte er sich seit Jahren von dem allen distanziert. Er lebte in einer Dachkammer

des Mont Pelion; sein Werk wuchs. Aber es wuchs nur in der Abgeschlossenheit, durch seine Abgeschlossenheit. Hätte er sich in das Rennen der Mandarine gestürzt, dann wäre vielleicht eine Saison lang der Strahlenkegel der literarischen Sensation auf ihn gerichtet gewesen, um ihn als leere Hülse zurückzulassen. Aber ich? War ich nicht ins Garn der Lemuren gegangen? Mit welchen Vorsätzen war ich nach Sybaris gekommen, und was hatte ich erreicht? Damit ich nicht antichambrieren mußte, aus Furcht, daß mein Talent kommerzialisiert werden könnte, war ich ein Boudoir-Löwe geworden. Ich hatte Alberta unglücklich gemacht, ich hatte Moira unglücklich gemacht, und ich war auf dem besten Wege, auch Giselle unglücklich zu machen. Ruhte ein Fluch auf mir? War ich ein Aussätziger? Rächte ich mich an unglücklichen Kreaturen für das Scheitern meiner Vorsätze? War das, was ich mir vorgesetzt hatte, nicht eine Blasphemie: Mathematik und Mystik, Geometrie und Liebe miteinander zu versöhnen? War ich ein Ungeheuer, ohne es zu wissen, ein Blaubart der Quantenphysik? Sah nicht alles danach aus, als müsse in der narzißtischen Aura, die ich verbreitete, jedes Gefühl, jede Zuneigung sterben? Was war mit meinen Freunden, meinen Bekannten von der Fakultät? Hatte ich mich nicht, nach einer kurzen Phase des Kontakts, von allen wieder abgekehrt? Sie hatten sich zerstreut, wie sich die Gefährten meiner Kindheit wieder zerstreut hatten. Sidi-bel-Hirheim, Antares, Morly, Sybaris: wo ich auch war, nirgendwo hatte ich eine Seele, ein Fleckchen menschlichen Humusbodens zurückgelassen, worauf ich mich hätte ansiedeln können. Das Gespenst der Verfehlung jagte mich durch die Nacht.

Ich wollte zu Leister Gracq hinaufgehen; aber was sollte ich bei ihm? Er hatte sich in seine Arbeit eingesponnen. Ich würde ihn nur stören. Wir hatten seit meiner Übersiedlung nach Sybaris kein rechtes Verhältnis mehr zueinander gefunden. Nicht daß er mich die Unbill, die meine Verwandten ihm damals zugefügt, hätte entgelten lassen; so war es

nicht. Aber die literarische Gestaltung seiner antarktischen Aufzeichnungen, in die ja auch ich als Figur, wenn auch nur als Nebenfigur, eingegangen war, schien ihn auf eine andere Lebensstufe entrückt zu haben. Wir standen nicht mehr auf der gleichen Ebene, wie etwa damals noch, vor zehn Jahren, als uns die Luft eines gemeinsamen Verschwörertums in den Korridoren des Palazzo Grey umwitterte. Er hatte sich von mir distanziert. Er beobachtete mein Tun und Treiben mit einer gewissen wohlwollenden Neugier, einer Neugier, in die sich viel Ironie, vorsichtiges Abwarten und ein leiser Hauch gelegentlicher Antipathie mischten. Er hatte die Geschichte des Hauses Grey weiter verfolgt; meine Tante befand sich in einer Nervenheilanstalt. Onkel Filippo, immer noch interniert, sollte sich demnächst vor dem Obersten Militärgerichtshof wegen staatsfeindlicher Kollaboration verantworten, eine Tatsache, die umso erstaunlicher war, als die Armagnaken inzwischen längst wieder bündnis- und salonfähig geworden waren; die Anwesenheit ihrer Militärmissionen, ihre Mitgliedschaft im atlantischen Rat, die Tätigkeit eines Mannes wie Moras in den innersten Zirkeln des ASI, sprachen eine allzu deutliche Sprache. Inzwischen führte Onkel Bernard vor dem Departements-Tribunal einen Wiedergutmachungsprozeß. Nach den Informationen Leister Gracqs würde er in diesem Sommer noch nach Sybaris kommen, um in dem Verfahren seines Schwagers als Zeuge auszusagen. Was schließlich Berenice anging, so war sie eine gelehrte Nonne geworden; sie galt als Jüngerin eines bekannten Neuthomisten. Ihre Exerzitien, die sie bis in die Bereiche einer visionären Mystik hineinführten, hatten sie zum Mittelpunkt des Karmeliterinnenklosters San Sebastian gemacht. Ich erfuhr alle diese Dinge nach und nach; aber sie spielten sich für mich wie eine Pantomime hinter einer gläsernen Wand ab. Der Gedanke, daß ich selbst einmal als Handelnder diese Szene mitbevölkert hatte, wollte mir wunderbar vorkommen. Lediglich die Erinnerung an Onkel Bernard suchte mich

von Zeit zu Zeit heim. Das letzte Gespräch, das ich mit ihm in der Via Aurelia geführt hatte, lag mir Wort für Wort im Ohr. Ich hätte gern den Kontakt mit dem gütigen alten Mann aufrechterhalten; er hatte eine Weisheit, eine Voraussicht und eine Großzügigkeit bewiesen, die mich heute noch in seiner Schuld stehen ließen. In erster Linie war es wohl Scham, die mich hinderte, ihm zu schreiben. Erst wollte ich jemand geworden sein, geworden sein nicht im bürgerlichen Sinne, sondern durch eine intellektuelle Leistung, die meine Flucht aus Morly und aus dem Gespinnst der Familienerwartungen rechtfertigte. Was machten wohl seine Betta splendens? Wie mußte sein Ichthyologenherz im vergangenen Jahre geschlagen haben, als die Kunde vom Fang eines Quastenflossers die Welt durcheilte, eines uralten Exemplars, dessen Ahnen vor vierhundert Millionen Jahren die Meere des Präkambriums bevölkert hatten? Wie öde war doch die Welt, in der ich heute lebte! Wie phantastisch, wie reich in ihrer großbürgerlichen Kauzigkeit waren diese antarischen Salons gewesen, die ich einst als Hölle empfunden hatte! War nicht ich selbst es gewesen, der Höllenluft um sich verbreitet hatte? Waren sie nicht alle in ihrer Art rechtschaffene Menschen gewesen, die nur durch mein Rebellenturn und die Abwegigkeit meiner Phantasien auf die Bahn des Verderbens geführt worden waren? Sie hatten ihre Hoffnungen auf mich gesetzt, und ich hatte sie getäuscht. Ich hatte von der Droge des absoluten Geistes gekostet; ich war süchtig auf die Mysterien des Intellekts gewesen und hatte den Monsieur Teste des Herrn Valéry imitieren wollen. Ich hatte eine lebende Ordnung mit Füßen getreten, und was hatte ich dafür eingetauscht? Ich wußte es nicht. Die Mänaden dieser Stadt begannen mich zu verfolgen.

Der Abtrünnige

Der junge Leutnant Nikolai Iwanowitsch Schönig, Ordonnanzoffizier des Generalstabschefs, stand vor dem Spiegel, einem alten, verstaubten Rokospiegel aus der Zeit der Kaiserin Anna, und richtete seinen Anzug für den Dienst. Das Feldbett im Hintergrund des Zimmers zeigte noch die Spuren eines unruhigen, von Träumen zerwühlten Schlafes; statt einer Decke war ein Offiziersmantel darüber gebreitet, eine blaue, kaftanähnliche Tscherkeßka, wie sie die Angehörigen der kaukasischen Kosakenregimenter trugen. Das Zimmer lag im ersten Stock eines verfallenden Taganroger Kaufmannshauses; hier hatten sich der General und sein Reisetab einquartiert. Doch die behagliche Muße, die man sich von diesem spätherbstlichen Aufenthalt in der verschlafenen Kreisstadt am Asowschen Meer versprochen haben mochte, war bald den Erschütterungen eines noch immer unfaßlichen Ereignisses gewichen: Zar Alexander I. war tot! Vor vierzehn Tagen, bereits unpäßlich, von einem mehrwöchigen Ausflug in die Krim zurückgekehrt, hatte der Kaiser, der sich anfänglich noch gegen die Krankheit gewehrt und sie vor seiner Umgebung zu verbergen gesucht hatte, den Anfällen eines geheimnisvollen Fiebers nachgeben und sich zu Bett legen müssen. Zwei Wochen später tat er, nach einer mehrstündigen qualvollen Agonie, den letzten Atemzug. Rußland war ohne Herrscher.

»Febris gastrialis biliosa«, murmelte Schönig, der eine Schwäche für lateinische Ausdrücke hatte, vor sich hin. Während er den weißen Gürtel zurechtrückte, verzog sich sein Mund zu einem gezwungenen Lächeln. Er dachte an das Sektionsprotokoll. Diebitsch, der Generalstabschef, hatte ihn nach dem Mittagessen einen Blick hineinwerfen lassen. Der Leutnant hatte den Wortlaut auswendig gelernt. Jedenfalls schien der anatomische Befund zu beweisen, daß der Kaiser, von einem heftigen Gallenfieber ergriffen, nicht diesem unmittelbar, sondern einer Gehirnentzündung zum

Opfer gefallen war, die im Gefolge des Fiebers mit einem starken Blutandrang in die Gehirngefäße aufgetreten war und schließlich zur Absonderung von Blutserum in der Schädelhöhle geführt hatte.

Noch immer umspielte Schönigs Lippen das skeptische, etwas gequälte Lächeln; wie ein heimlich unter der Haut fortschleichender Pilz nahm es die übrigen Teile des Gesichtes in Besitz und glomm nun auch in den müden, rotgeränderten Augen auf. Der Leutnant verfügte über ein lebhaftes Erinnerungsvermögen; manche Kameraden beneideten ihn um die Gabe, daß er zum Beispiel eine nur einmal gesehene Geländeskizze im Augenblicke des Bedarfes bis in die letzten Feinheiten hinein zu rekonstruieren vermochte; und dieses seltene Bildgedächtnis ließ ihn auch eben jetzt wieder die sauber gestochenen Schriftzüge des Sektionsberichtes auf dem gelblich angefärbten Kanzleipapier so deutlich reproduzieren, als halte er das Schriftstück leibhaftig in den Händen.

Ein seltsames Dokument, dieses Protokoll! Obwohl ein Kollegium angesehenen Mediziner es unterzeichnet hatte, Hof- und Stabsärzte, Chirurgen und Leibmedici, im Staatsdienst ergraute Kapazitäten, obwohl ein Generaladjutant das Schriftstück bestätigt hatte, schien es doch der letzten Autorität zu ermangeln. War das Ganze nicht eine ungeheuerliche Staatsgroteske, eine Eulenspiegelei wahrhaft kaiserlichen Ausmaßes? Ein Romanow starb nicht so simpel an einem Gallenfieber, das war gegen die geschichtliche Tradition. Paul I. hatten sie in seinem Schlafzimmer erdrosselt; Peter III. fiel von der Hand seiner Zechkumpane, Iwan Antonowitsch verröchelte in der Schlüsselburg. Und die andern alle, auch wenn sie nicht durch Mörderhand gefallen, waren sie nicht vorherbestimmt, gesunden Leibes an einer geheimen Sorge dahinzusiechen, einem Fluch, einer Verschwörung, dem Gewissensdolch eines ungesühnten Verbrechens? Durfte man es nicht als einen geheimnisvollen Fingerzeig betrachten, daß man, als niemand unter den

Hofbeamten das Zeremoniell kannte, nach welchem die Zaren bestattet werden, unter den Papieren des verschiedenen Monarchen die Bestattungsetikette der Kaiserin Katharina gefunden hatte? Es wurde gemunkelt, der Kaiser habe sie vor seiner Abreise nach Taganrog aus dem Hofmeisteramte heimlich zu sich gesteckt, gleichsam als habe er seinen Tod vorausgeahnt.

Vorausgeahnt? Es sah alles danach aus, als habe er ihn gewollt. Bis zuletzt hatte er alle Medikamente abgewiesen. »Ich vertraue auf Gott und meine feste Natur«, war seine stereotype Formel gewesen. Als das Fieber ihn geschüttelt hatte und er von einer Ohnmacht in die andere gesunken war, als die Ärzte und Hofbeamten ihn weinend beschworen, sich den Anordnungen zu fügen, da hatte er nur gesagt: »Seid mir nicht böse. Ich habe meine Gründe.«

Schönig stand immer noch vor dem Spiegel. Es war, als sauge ihn sein Ebenbild an. War dieses blasse Gesicht mit den entzündeten Augen, dem dünnen Lächeln, vor dem er sich entsetzte, weil es ihm als der Bastard eines Lächelns erschien, waren diese graublauen Augen, die in den geröteten Lidern schwammen wie die Augen bei gewissen weißfeligen Tieren, traurig und ein wenig mitleiderregend, im Hintergrund von einem leidenden Fatalismus erfüllt, waren dies die Augen eines ... eines ..., er wagte das Wort weder auszudenken noch vor sich hinzuzulüsteren und trat in einer plötzlichen Wallung von dem Spiegel zurück. Sein Anzug war nun vollendet. Es war der eines Offiziers vom Gardekosakenregiment Großfürst Thronfolger. Das helle Blau der dem mageren Körper eng anliegenden Jacke von dolmanartigem Schnitt, das dunkle Blau der langen Hose, an deren linker Seite der schwere Pallasch herabhing, wurden, je mehr Schönig in die Dämmerung des Zimmers zurücktrat, fast ununterscheidbar und erschienen nun fast schwarz, während nur das silbrige Weiß der Epauletten, der Pelzmütze und des Paßgürtels im trüben Strom der versin-

kenden Helligkeit blaß aufschimmerte wie Schnee in einer dunkelnden Landschaft.

Schönig wurde unruhig. Er begann in dem Zimmer, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf und ab zu gehen. Der Teppich dämpfte seine Schritte. Warum ließ der General ihn nicht endlich rufen? Es war ihm befohlen, sich für einen nicht näher bezeichneten Auftrag bereit zu halten. Als müsse er sich mit irgend etwas die Zeit vertreiben, sprach er wie ein Schauspieler, der seine Rolle memoriert, einen Vers vor sich hin:

»Du starbst auf dem Schafott, o edler Sand,
und opferst der Freiheit deine Jugend;
doch auch im Blut, verspritzt von Henkershand,
lebt noch ein Rest der heil'gen Tugend.«

Es war eine Strophe aus Puschkins Gedicht »Der Dolch«. Der Klang der Verse schien ihm Ruhe und Zuversicht zurückzugeben. Seine Gestalt straffte sich, und die leicht nach vorn gefallen Schultern bogen sich in eine männlichere Haltung zurück. Auf dem Tisch lagen zerlesene Exemplare klassischer Autoren, darunter Plutarch und Suetonius, daneben Montesquieu, Voltaire und Rousseau. Aus einem der Bände sah, wohl als Lesezeichen verwendet, ein Brief hervor. Schönig nahm ihn heraus, um ihn nochmals zu lesen. Da er die Lampe noch nicht anzünden lassen wollte, stellte er sich mit dem Papier gegen das einzige Fenster des Raumes. Der Blick ging von hier über Speicher, Schuppen und niedrige Häuser bis ans Meer. Bleifarben, von einem grünlichen Schimmer durchwoben, wie Fläschenglas, lag die unbewegte Fläche; stellenweise war sie so seicht, daß man den Geruch von Schlick und Sand zu spüren glaubte. Nur in der Nacht, wenn außer dem Trippeln der Mäuse und dem Balgen der Ratten alle Geräusche verstummt waren, hörte man zuweilen das Meer, jedoch so verhalten, als töne es vom Ende der Welt.

Der Brief trug das Siegel der Universität Kasan. Große, von einer gewissen Nervosität zeugende Schriftzeichen schoben

sich wie Filigran zwischen Kurven und arithmetische Formeln. Das Ganze war von einem gewissen Lobatschewskij unterzeichnet. Ehe jedoch Schönig dazu kam, sich neuerlich mit dem Brief zu beschäftigen, trat eine Ordonnanz ein und bestellte ihn zum Stabschef. ...

Aus Nikolai Iwanowitschs Tagebuch

Wassilij Andrejewitsch war es, in dessen Hirn zuerst die Idee des heiligen Mordes aufkeimte. Sicherlich trug er sich schon sehr lange mit diesem Gedanken, wenn auch Jahre vergingen, bis er es wagte, offen und brutal davon zu sprechen. Ich erinnere mich noch genau des Tages, an welchem er zum ersten Mal davon sprach. Es war im dritten Herbst nach dem Aufstand; eine Inspektionsreise führte mich nach Moskau. Kurz vorher hatten die Prüfungen stattgefunden; Wassilij Andrejewitsch hatte das Pagenkorps verlassen, um als Leutnant ins Regiment einzutreten. Zur großen Entrüstung seiner Familie entschied er sich fürs Ingenieurkorps, ein Traditionsbruch, der die Jussupows veranlaßte, einen Familienrat einzuberufen, vor den Wassilij Andrejewitsch zitiert wurde. Als er sich von mir verabschiedete, lachte er und sagte:

»Uff, Nikolai Iwanowitsch! Sollen sie mich doch enterben! Was liegt daran? Die Garde habe ich satt zum Kotzen! Dieses eintönige Saufen und Huren und Spielen! Und dann die Bälle, bei denen es prüde und etikette-gerecht zugeht, Handkuß und Hackenschlag, Parsival mit Achselstücken, und hinterher, wenn man wieder unter sich ist, der obligate Gang ins Bordell. Ich bin dieser Heuchelei überdrüssig. Was tut man noch in Petersburg? Warten, daß man wie Puschkin zum kaiserlichen Hofrat ernannt wird? Er ist jetzt so zahm, daß er jedes Gedicht dem Zensor einreicht. Tschaadajew hat den Dienst quittiert; Gribojedow in den Kaukasus verbannt; er geht demnächst als Attaché nach Teheran; die übrige Intelligenzia in Sibirien: wenn sie wenigstens ihre Frauen hier gelassen hätten! Aber diese Dulderinnen sind ihren Männern gefolgt. Statt hier mit flotten Gardeleutnants Masurka zu tanzen, waschen sie die Unterhosen ihrer Helden in der sibirischen Taiga: tralala, jedem Odysseus seine Nausikaa, ach, Nikolai Iwanowitsch, entschuldigen Sie meinen Zynismus, ich weiß,

ich verletze Ihre heiligsten Gefühle; wenn wenigstens einer die Dolgorukowa umbrächte! Warum tun Sie es nicht mit mir zusammen, Nikolai Iwanowitsch, das wäre noch ein Spaß, der Hof hätte endlich seine Sensation, denn der Dekabristen-Mythos nutzt sich mit der Zeit ab, wenn gar nichts geschieht, wenn alles versumpft und verfault, denn hier in Petersburg verfaulen wir bei lebendigem Leibe. Die Zukunft liegt in Moskau. Es gibt dort einige Zirkel, wo man kein Blatt vor den Mund nimmt. Diese jungen Löwen haben Hegel und Comte studiert. Sie versprechen sich nichts von den süßen Schalmeien Rousseaus und Condorcets; sie glauben an die Dialektik der Geschichte und wollen dieser Dialektik gern ein bißchen nachhelfen; nicht durch Debatten und papierene Programme: durch Bomben und Terror!«

Was es mit diesen »Bomben« und mit diesem »Terror« auf sich hatte, davon bekam ich einen recht eigenartigen Vorgeschmack, als ich Wassilij Andrejewitsch in Moskau besuchte. Er führte mich in die Versammlung einer Gruppe von Studenten und Intellektuellen, die sich »Europäische Bastion« nannten und in welcher Tschaadajew, den ich vor einigen Jahren bei den Gardehusaren kennengelernt hatte, offenbar den Ton angab. Es mochten etwa zwanzig Personen zugegen sein. Sie verteilten sich in äußerst malerischer Weise über die vorhandenen Sitzgelegenheiten, manche saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich, tranken, rauchten oder spielten Karten. Die Kleidung schien es auf eine buntfarbige Originalität angelegt zu haben, denn vom französischen Gilet bis zum blauen Kittel und Pumphosen war jegliches Kostüm vertreten. Hinter einem Klavier, in einem wenig beleuchteten Winkel, saß die einzige Frau unter den Versammelten; es war Chladja. Sie unterhielt sich mit Iwanow, dem Studenten, der mir damals im Gefängnis das Gedicht auf Xania gegeben hatte. Wassilij Andrejewitsch wurde mit stürmischer Herzlichkeit begrüßt; alle umringten ihn und wollten Neuigkeiten aus

Petersburg wissen. »Da müßt ihr Nikolai Iwanowitsch fragen«, wick er liebenswürdig aus, um mir Gelegenheit zu geben, mit den anderen in Kontakt zu kommen. Aber man sah mich nur verlegen und ein wenig mitleidig an. Vielleicht traute man mir auch nicht. Die nicht ganz durchsichtige Rolle, die ich nach der Verschwörung gespielt hatte, schien ihnen – und wohl mit Recht – verdächtig. Vielleicht hielten sie mich für einen Spitzel. Ich hatte keine Lust, mich zu rechtfertigen. Auch merkte ich, wie peinlich es Wassilij Andrejewitsch auf einmal war, mich hier eingeführt zu haben. Im Begriff wieder zu gehen, traf mich ein Blick aus Chladjas Augen: Sie schien mir anzudeuten, daß ich noch bleiben möchte. So blieb ich, obwohl ich mich ziemlich überflüssig fühlte. Tschaadajew produzierte sich mit einem Hochmut gegen alles Russische, daß es mir plötzlich wie eine Erleuchtung kam: Kein größeres Unglück hätte Rußland treffen können, als wenn der Dezemberaufstand geglückt wäre. Und ich wußte nun auch den Grund: Niemals hätte die Freiheit des russischen Volkes von einer Handvoll intellektueller Gardeoffiziere kommen können; diese liebenswürdigen Dilettanten wußten weniger von dem, was Rußland wirklich frommte, als der einfältigste Muschik. Eine liberale Revolution würde niemals zünden bei uns; zünden würde einzig und allein eine ganz andere Revolution; ich hätte ihren Charakter nicht bezeichnen können, aber ich ahnte ihre Konturen; die Zeit für sie war noch nicht reif. Chladja erschien mir schöner von Mal zu Mal. Sie ging immer noch in Trauer; die Züge ihres Gesichtes waren schmaler und strenger geworden, und doch leuchtete es in einer kindlichen Lieblichkeit, die nicht mehr von dieser Welt zu sein schien. Ihre Gebärden waren unendlich sanft und von einer scheuen Zärtlichkeit allen Dingen gegenüber, die jeden, der ihr begegnete, in Erstaunen setzen mußte. Wenn sie ging, hatte man das Gefühl, als berührten ihre Füße nicht mehr den Boden dieser Erde, sondern einen Zauberteppich. Nie hatte mich so stark die

Ahnung eines Lebens gestreift, das zugleich in zwei Dimensionen vor sich ging: Obwohl sie dauernd unterwegs war und sich dieser beinahe das Komische streifenden Betriebsamkeit bewußt zu sein schien, war sie doch nirgendwo mehr wahrhaft heimisch, denn ihre Seele suchte, wie Noahs Taube über der Wasserwüste, nach einem Ort, wo sie rasten konnte, und dieser Ort konnte nur dort sein, wo sie sich mit Bestushews Seele vereinen konnte. Wir saßen einander gegenüber im Innern des mit dunklem Samt ausgeschlagenen Wagens und ich dachte: Sieht sie nicht der Fürstin Tarakanowa ähnlich, wie ein berühmter Maler sie gemalt hat: zart, bleich und überirdisch schön, auf ihrem Bett aus Schaffellen und Stroh, gegen die Wand ihrer Kasematte gelehnt, während das Wasser, das durch das vergitterte Fenster strömt und schon bis zur Kniehöhe in der Zelle steht, die Ratten aus ihren Löchern treibt? Warum dachte ich gerade an dieses Bild? Der Anblick eines schönen Weibes, der Anblick des Meeres oder des Wassers überhaupt in seinem grauenhaften Geheimnis und der Anblick unerfüllbarer, nur im Tode zu löschender Liebe ist die gewaltigste, die tiefste Symphonie, die eine Seele zu erschüttern vermag. Plötzlich war die Tarakanowa in Westeuropa aufgetaucht, zur Zeit der zweiten Katharina, schön, reich, voll adligen Zaubers; die Salons lagen ihr zu Füßen. Nichts fehlte zu ihrer Vollkommenheit, aber sie war von der seltsamen Krankheit befallen, die von Zeit zu Zeit die hervorragendsten Russen heimsuchte: sie beanspruchte das Recht auf den russischen Thron. Katharina ließ sie von Orlow auf eine russische Fregatte locken, nach Petersburg bringen und in die Festung werfen, wo sie bei einer Hochflut erkrankte. Vorher gebar sie ein Kind, dessen Vater vermutlich Orlow war, und bis zu ihrem grausigen Ende bestand sie ruhig und furchtlos auf ihrem Anspruch. Wir fuhren über die Kamjennij Most, die Steinbrücke, und sahen die goldenen Türme und Kuppeln des Kreml in der Sommerluft flimmern. Chladja befahl dem Kutscher, zum

Balashowskij-Markt zu fahren, wo sie einen herrlichen Strauß Rosen kaufte; sie gab ihn mir und sagte: »Nehmen Sie sie mit nach Petersburg, Nikolai Iwanowitsch, und werfen sie sie in die Newa; das Wasser wird sie an der Stelle vorbeiführen, wo man ihn verscharrt haben soll, ganz nahe am Ufer.«

Ich nahm die Blumen und hatte dabei das Gefühl, daß ich Chladja nicht mehr wiedersehen würde.

Einige Wochen später wanderte Schönig ...

Einige Wochen später wanderte Schönig inmitten eines Zuges müder Verurteilter dieselbe Straße, die vor ihm viele Tausende anderer gezogen waren: die Straße der nach Sibirien Verbannten. Bei der Eskorte befand sich auch Graf Skatoffsky, den noch einmal die kaiserliche Gnade bestrahlt hatte: er war als Oberst eines Baschkirenregimentes nach Jekaterinburg versetzt. Obwohl ihm die Führung des Transportes oblag, hatte er hinter Wologda schon das Kommando an einen bärtigen Feldwebelleutnant abgetreten, weil er, wie er sagte, ungetrübt durch leidige Dienstangelegenheiten, die Schönheit des Mütterchens Rußland genießen wolle. Er war vom Pferde gestiegen und wanderte seit Tagen, unerhört für einen Offizier der kaiserlichen Armee, zu Fuß wie die Delinquenten durch den zähen Schlamm der grundlosen Straßen. Sein Roß trabte führerlos dahin; er hatte es – wiederum ein unerhörter Präzedenzfall in der Geschichte der russischen Strafpflege – mit den Handketten der Verurteilten beladen lassen, die nun, frei von dieser peinigen Last, die Straße der Hoffnungslosigkeit dahinzogen.

Eines Morgens war das Roß mit den klirrenden Ketten verschwunden; es mußte sich während der Nacht vom Pflocke gerissen haben. Skatoffsky grinste über sein Vollmondgesicht, als ihm sein Bursche die Nachricht brachte: »Nun komme ich wenigstens nicht wieder in Versuchung, aufzusteigen. Der Hochmut fängt auf dem Pferderücken an.«

Bald danach begann in den Ortschaften des Wologdaschen Gouvernements das eifrig betuschelte Gerücht von einer geisterhaften Schindmähre zu kursieren, die, mit rostenden Gefangenenketten beladen, des Nachts scheppernd durch die Dörfer ziehe und den Schlaf der kaiserlichen Gendarmen störe. Schließlich fing man sie halbverhungert und mit wundgescheuertem Rückgrat ein und führte sie dem Gou-

verneur vor. Dieser ließ ein Protokoll anfertigen und schickte es nach Petersburg. Nur wenige lachten diesmal über die neueste Eulenspiegelei Skatoffskys; viele nahmen sie als ein zwielichtiges Omen. Die elende Schindmähre, welche die Ketten der Versklavten durch die Länder des Zaren trug, war ein zu deutliches Symbol der schmachtenden Freiheit, als daß es nicht hätte verstanden werden sollen.

Man redete unterwegs von der Revolution in Europa. In Frankreich sei die Republik proklamiert, der König verjagt, sein Palast angezündet und eine revolutionäre Regierung gebildet worden. In Wien habe man Metternich, den gewaltigen Schirmherrn der Reaktion, gestürzt. In Berlin seien die Truppen des Königs vor den Aufständischen zurückgewichen. Der Zar fürchte ein Übergreifen des revolutionären Feuers auf sein eigenes Reich. Er habe gesagt, er wolle eine Chinesische Mauer um Rußland ziehen. Von überall kamen den Verurteilten mobilisierte Regimenter entgegen, die auf Befehl des Zaren nach der Westgrenze geworfen wurden, bereit, der aufständischen Hydra entgegenzumarschieren. Skatoffsky mischte sich hie und da in den Zug der Delinquenten, um mit Schönig etwas schwatzen zu können.

Der schritt barhäuptig, in seiner abgewetzten Tscherkeßka, durch den zähen Straßenschlamm. Die Dinge in Europa berührten ihn wenig. Er hatte einen anderen Begriff von der Freiheit als die Revolutionäre in Paris, Wien und Berlin. Der russische Atemrhythmus war tiefer und weiter als der des nervösen Europa. Auf der Straße, die er jetzt dahinzog, waren vor zweiundzwanzig Jahren die verbannten Dekabristen nach Sibirien gezogen. Dieser Gedanke machte ihn seltsam ruhig. Er fühlte sich wieder in den Kreis des Schicksals aufgenommen. Die Kometenbahn des Desperados, des genialen Abtrünnigen, lag hinter ihm. Er kam als ein Verspäteter, aber er kam, er war im Kommen. In der sibirischen Einöde würde er Zeit haben, sich mit seinen

wissenschaftlichen Lieblingsthemen zu beschäftigen. Aber er würde sie als das durchschauen, was sie waren: Spielformen des Geistes, die die Existenz nicht anrührten, kühne Gebilde exakter Spekulation, Ahnungen, Illusionen verlorener Gottebenbildlichkeit. Als Antriebe sittlicher Entscheidungen würden sie nie wieder Macht über ihn gewinnen, denn ihr Reich war nicht von dieser Welt. Er fühlte sich irgendwie geborgen, nun ihn der dunkle, unergründliche Schoß des Seins, der unentweichbaren Existenz wieder aufgenommen hatte. Alle Entrückung, alle delirienhafte Verkrampfung des Denkens war von ihm gewichen, seitdem er gelernt hatte, beide Sphären voneinander zu scheiden und in dieser Scheidung kein anderer zu sein als er selber. Eine Fackel auf diesem Wege war ihm Skatoffsky gewesen, dieser demütige, ehrlichste Weggenosse, der mit unbeirrbarer Sehnsucht zu sich selbst zurückstrebte. Er liebte ihn fast wie einen Schutzengel. Und er freute sich auf das Wiedersehen mit einer Frau, einer gleich ihm altgewordenen Frau, die Chladja hieß.

Die letzten Wochen in Petersburg waren heilsam und klärend gewesen. Nach der entscheidenden Unterredung mit dem Fürsten Woritzin hatte man nicht weiter versucht, ihn umzustimmen. Der Zar war unsichtbar für ihn geblieben. Er hatte sich darauf beschränkt, das Tifliser Urteil zu bestätigen. Man hatte ihn in die Peter-Pauls-Festung übergeführt. Ein Gnadengesuch an den Zaren zu richten, hatte er kurzerhand ausgeschlagen.

In der zeitlosen Dumpfheit der unterirdischen Zelle allerdings hatte sich ein Sinneswandel in ihm abzuzeichnen begonnen. Das, was er vorher manchmal als die mystische, rechtfertigende Krönung seines Daseins herbeigewünscht hatte: ein glorifiziertes Ende als politischer Märtyrer, wie es Pestel und seine Getreuen am Galgen erlitten hatten, entlarvte sich ihm vor dem unbestechlichen, an der letzten Realität geschärften Auge als das, was es wirklich war: sich selbst bespiegelnde Märtyrereitelkeit, auf deren Grunde

sentimentales Pathos und gekünstelte Sucht nach Tragik sich gegenseitig entwerteten. Er konnte nicht nachträglich Heroenlorbeeren sammeln; der Tod, dem man einmal ausgewichen war, war nicht wieder einzuholen; jede Daseinssekunde hatte ihren eigenen Tod. So wenig, wie er heute derselbe war, der er damals gewesen, war auch der Tod, den er heute starb, eine Stellvertretung des damals Sinnvollen.

Nachdem er den Schleier dieser Selbsttäuschung bis auf den Grund zerstört hatte, begann die Wirklichkeit des bevorstehenden Endes mit aller Macht auf ihn einzudringen. Die Einmaligkeit der Existenz in ihrer ganzen Unvertretbarkeit wurde ihm bewußt. Es gab keine Ausflüchte, keine Verdrängungen, keine Verherrlichungen des Todes mehr. Diese eine Existenz, dieses schauervolle Dasein, das auf einem haarscharfen Grat über klaffenden Abgründen an schwindelnden Visionen nichteuklidischer Welten vorbeiführte, war die einzige Möglichkeit seiner Selbstverwirklichung. Der Tod war die unerbittliche Grenze. Was bis zu ihm sich nicht verwirklicht, entfaltet, gelöst, versöhnt hatte, das blieb unwiderruflich Fragment, Chaos bis in alle Ewigkeit. Auch das zurückbleibende Werk überwand den Tod nicht. Es führte seine eigene immaterielle Existenz, die mit der des Schöpfers nichts mehr gemein hatte.

Schönig begann Grauen vor der fremden Unangemessenheit dieses Todes zu empfinden. Ein fürchterlicher Kampf zwischen seinem Stolz und den Dämonen der Todesfurcht wütete in seiner Seele. Er schlug mit den Fäusten gegen das nasse Gestein, krallte sich mit den Fingernägeln in die schleimigen Ritzen und erging sich in irrsinnigen Stammeleien. Hundertmal schrieb er sein Gnadengesuch, hundertmal wieder zerriß er es.

Der Morgen der Exekution brach an. In mühsam bewahrter Fassung schritt er über den Festungshof. Vor dem baumelnden Strick an dem ächzenden Gerüst allerdings brach er in die Knie. Beide Fäuste vors Gesicht gepreßt, erwartete

er den rohen Zugriff der Henker. Sie packten ihn, rissen ihn empor, stellten ihn an die Mauer, das Gesicht dem Offizier zugewandt, der die Exekution befahl. Der entfaltete ein Schriftstück und verlas es mit unbewegter Stimme – seine Begnadigung; Begnadigung zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken. Er nahm sie mit einem schauerlichen Jubel auf.

An die Stationen dieser Passion dachte er, als er, gesenkten Hauptes, die endlose Straße nach Sibirien zog. Um ihn waren Verbrecher, Mörder, Straßenräuber, Totschläger und Trunkenbolde; aber auch Deserteure und solche, deren Schuld darin bestand, ein keckes Lied gesungen oder ein staatsfeindliches Wort gesprochen zu haben. Er sah ihre geschorenen, grindigen Köpfe, die blutunterlaufenen Augen, die Stoppelbärte, die vertierten Züge. Er sah auch feinere Gesichter, verzweifelte Mienen, trübe Dulderaugen, über die sich der Staub dumpfer Verzweiflung gelegt hatte. Im Geiste umarmte er sie alle als seine Brüder. Fünfzehn Jahre lang würden sie seine einzigen Gefährten sein; er achtete ihrer keinen geringer als sich selber. Er dünkte sich in dieser Erbärmlichkeit unermesslich reich. Das Glück des reinen Daseins, das er seit Ewigkeiten nicht mehr empfunden hatte, füllte sein Herz. Es war ihm, als schritte er in jene Utopia, die er sich in seiner Phantasie so oft ausgemalt hatte. Es war nur eine Utopia seiner Seele: aber es barg unendliche Ausdehnungskraft in sich, demütigenden Heroismus und unbeugsame Zuversicht. Stumm und in sich gekehrt wanderte er dahin, aber in seinem Herzen regte sich etwas wie Zärtlichkeit den andern gegenüber. Sie waren die neuen Grenzen seiner Existenz, in ihnen wollte er sich erschöpfen, rein, demütig ohne falsche Anmaßung, ohne alles Privileg der Vergangenheit. Wenn er diese Schule bestand, berief ihn das Schicksal vielleicht zum zweitenmal.

Von der Fragwürdigkeit des Erzählens

Flaubert berichtet irgendwo in seinen Briefen, daß er an einer bestimmten Stelle der *Madame Bovary* qualvolle Wochen zugebracht habe, um einem bestimmten Satze die Gestalt zu geben, welche seinem Ideal von der »impassibilité« der Aussage am nächsten kam. Hier offenbart sich die Paradoxie des erzählerischen Tuns: einen Vorgang des Lebens, eine einzelne Strähne aus dem unentwirrbaren Geflecht der Wirklichkeit, fraglos in sich selbst gegründet, kraft einer noch näher zu beschreibenden Metamorphose in die Wirklichkeitssphäre der Erzählung zu heben, und zwar derartig, daß die Einheit, Einfalt und in sich selbst ruhende Unverrückbarkeit eines natürlichen Vorgangs ihr adäquates Spiegelbild erhält. Es ist anzunehmen, daß jener langgesuchte und in den Feuern quälerischen Realitätsstrebens um- und umgeschmiedete Satz des Flaubert nachher so viel Natürlichkeit enthielt, daß man ihm die Mühe, die darauf verwendet worden, nicht mehr ansah; aber es ist kaum anzunehmen, daß er wirklich noch ein adäquates Spiegelbild des zu bezeichnenden Vorgangs war; denn die Einfachheit und Natürlichkeit, die in wochenlanger infernalischer Bemühung gesucht wird, hat mit jener des realen Vorgangs nur noch wenig zu tun. Und so ergibt sich das anfangs bezeichnete Paradoxon: je mehr man sich um ein getreues Bild der Natur bemüht, desto mehr entzieht sie sich dem leidenschaftlichen Verlangen, und was später wie eine rein abbildende »Impassibilität« anmutet, ist doch nur unter dem Schein des Objektiven einhergehende Subjektivität. In jenem Satze wäre also weniger die getreue Abbildung des zu bezeichnenden Vorgangs enthalten als vielmehr ein Konterfei des Autors.

Friedrich Nietzsche spricht in seiner Schrift *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* – jener vernichtenden Auseinandersetzung mit dem Historismus – von einem

»Dunstkreis«, den alles Leben brauche, um gedeihen zu können. Mit diesem »Dunstkreis« ist offenbar jener Mantel der Befangenheit im »Ich« gemeint, jene Hülle der Ichbezogenheit samt allen ihren Nebenhüllen, der Ungerechtigkeit dem Andersartigen gegenüber, den optischen Verzerrungen, die aus dem Vorhandensein eines die Sicht brechenden Mediums resultieren. Nicht nur die geschichtlichen Mächte umgeben sich mit diesem Dunstkreis, den sie zu ihrer Entfaltung brauchen, auch die Individuen und überhaupt jede geschlossene Einheit des Lebens schafft sich diese schützende Abgrenzung fremden Bereichen gegenüber, um unbehelligt vom zersetzenden Licht des Objektiven nach dem eigenen Gesetze wachsen zu können. So müßte sich dem Auge eines idealen, allumfassenden Beobachters die Welt darstellen als ein ungeheuer verwirrendes Mosaik geschlossener Lebensbereiche, befangen in sich selbst, voneinander notwendigerweise wenig und nur Unvollkommenes wissend, mitwirkend an einem Schauspiel, dessen Inhalt und Handlung nur von einem als universal und göttlich zu denkenden Intellekt verstanden werden könnte. Mit dieser Situation hat es der Erzähler zu tun: das, was getrennt ist, nichts oder nur Unvollkommenes voneinander weiß, nach eigenen Gesetzen, verschiedenen Rhythmen sich bildet, wächst und wieder vergeht, das hat er zu vereinigen zu einer Handlung, deren Illusion erst durch das geschriebene Wort eine Art von Wirklichkeit erhält. Denn was in der Welt vorgeht, sind keine fertigen Dramen, Schauspiele und Romane, es sind bestenfalls ruhende oder tätige Beziehungen zwischen Lebenskreisen, die einander fremd sind, Aktionszentren, die in dunstiger Selbstbefangenheit sich voreinander zu behaupten suchen, in sich selbst ruhende Kosmen, Planetensysteme, die mit anderen Systemen zusammenstoßen, ohne die gegenseitige Wirklichkeit zu erkennen, Individuen, deren jedes in einer Haut steckt, aus der auch die leidenschaftlichste Bemühung um objektive Schau es nicht befreien kann.

Auf den Fall der anfangs erwähnten *Madame Bovary* bezogen, würde das bedeuten, daß von den abertausend Lebensbereichen und Individualzyklen, welche die Substanz des Romans etwa umschließt, Flaubert einen einzigen gewählt hat, aus dessen Perspektive er den Faden seiner Handlung spinnt und die Welt seines Romans aufbaut. Andere Spiegelungen derselben Romansubstanz waren etwa gewesen: »Die Geschichte einer modernen Heiligen« (Emmas Leben aus Bovarys Hahnrei-Perspektive betrachtet); eine andere: »Die Früchte unmoderner Erziehung« (Die Version des Apothekers Homais); eine weitere: »Man soll mit sentimentalen Frauenzimmern keine Abenteuer beginnen« (Rudolfs Version); oder: »Die Wirkungen erotischer Romanlektüre« (vom Standpunkt eines Sozialpsychologen aus); oder: »Liebe macht blind« (so würde Bovarys Mutter die Ehe ihres Sohnes beurteilen); oder: »Kredit und Laster. Der Zerfall einer Ehe« (Emmas Roman mit den Augen des Kaufmanns XY gesehen), usf. Das wären nur einige der Myriaden Versionen, in denen sich der Fall der Emma Bovary gespiegelt hätte, wäre er Wirklichkeit gewesen. Das, was Flaubert zu einem Roman verdichtet, sind in Wahrheit nur Fakten, Spannungen, Beziehungen, die sich aus dem Aneinanderwohnen beliebig vieler, in Zahl und Reichweite nicht zu begrenzender Lebenskreise ergeben, ohne daß die Gegenwart irgendeines übergeordneten Bewußtseins oder Intellektes anzunehmen wäre, der den Ablauf dieser Beziehungen zu einer epischen Einheit, ähnlich der des Flaubertschen Romans, verdichtet hätte.

Die Wirklichkeit kennt nicht den einengenden Raum einer Novelle oder Erzählung; hier spielt jeder, wenn man so will, in tausend Novellen und Dramen mit, je nach der Wahl des Standpunktes, und der Narr des einen Stückes ist in dem benachbart liegenden vielleicht zur selben Zeit ein tragischer Held. Auf die Geschichtsschreibung bezogen etwa bedeutete das Gesagte, daß es im Grunde entweder keine oder unendlich viele Möglichkeiten der Geschichts-

schreibung gäbe, wenn nicht die Konvention bestünde, nur das für das Zusammenleben der Völker und Gemeinschaften als bedeutsam Erachtete für die Stoffwahl zu berücksichtigen und daraus jenen in sich kohärenten Ablauf zu konstruieren, den man Welthistorie nennt. Daß auch diese Konvention keinen dauernden Maßstab bietet, erhellt aus der fließenden Korrektur historischer Bewertungen, der Neuentdeckung bestimmter Epochen, ja der von Zeit zu Zeit eintretenden, geradezu revolutionären Umwertung bestimmter Ereignisse hinsichtlich ihrer historischen Nachwirkungen. Die Ermordung Cäsars etwa, in allen Geschichtswerken ein markanter Schnittpunkt republikanischer und monarchischer Bestrebungen, eine Haupt- und Staatsaktion von blickfangender Pose, wäre, nach dem oben Gesagten, das gemeinsame Resultat unendlich vieler Kausalketten, die in derselben historischen Szenerie zusammenliefern; derart etwa, daß, je nach dem Standpunkt des Individuums oder der Kräftegruppe oder gesellschaftlichen Schicht, für welche dieses Ereignis Bedeutung gewann, beliebig viele Historiengemälde möglich wären, in denen die Ermordung Cäsars nicht nur in jeweils verschiedener Beleuchtung aufträte, sondern auch an jeweils verschiedener Stelle eines kausalen Ablaufs und überhaupt in jeweils verschiedener Sinngebung. Das Experiment, diese relativistische Weltansicht für die Sphäre des Romans fruchtbar zu machen, ist in neuerer Zeit von einigen Autoren unternommen worden, am exemplarischsten vielleicht von dem Iren James Joyce in seinem *Ulysses*. Hier ist das, was in klassischem Sinne bisher als Handlung galt, aufgelöst in eine Unzahl gegenseitig verknüpfter Fäden, Elemente und von diesen wieder abgezogener Überelemente, mit welcher Prägung der Effekt bezeichnet sei, den ein bestimmter Tatbestand auf einen anderen ausübt und als reflektiertes Wirkungsquantum von dem ersteren wieder in die eigene Sphäre aufgenommen wird. Es gibt die Reflexion und die von ihr wiederum abdestillierte Superreflexion, eine unentwirr-

bare Überschneidung verschiedener Bewußtseinssphären, derart, daß schließlich ein jedes Ding, ein jeder Gedanke in seiner Bezogenheit auf tausend andere Dinge und Gedanken aufschillert, woraus dann wieder eine merkwürdige Revolution der gewöhnlichen Rangordnung aller Verhältnisse resultiert, die das bisher Große als klein, das bisher Geringe als bedeutend erscheinen läßt, usf., bis jede Größenordnung weicht und nur noch eine seltsame Anarchie der Beziehungen von einander undurchdringlichen Daseins- und Bewußtseinssphären übrigbleibt. Hiermit wäre die Auflösung der klassischen Erzählformen gegeben. Denn ein episches Gebilde ist nur möglich auf Grund einer strengen Auswahl der Handlungselemente, kraft einer Askese, die von diesem anarchischen Beziehungsreichtum der Wirklichkeit weiß und ihn dennoch, bewußt oder unbewußt, negiert zugunsten der epischen Verdichtung. Und dennoch: derjenige verdiente nicht den Namen eines Erzählers, der nicht an dieser und jener Stelle seiner Geschichte das Gefühl hätte, hier sei der Ansatzpunkt zu einer neuen, ganz andersartigen Erzählung, hier sei die Stelle, wo der Beginn einer anderen Welt hineinspiele, ähnlich, wie die Körperzellen eines Wurms noch so wenig ausdifferenziert sind, daß jedes beliebige Ringstück, von dem übrigen Organismus getrennt, in Kürze zu einem neuen vollkommenen Wurm auszuwachsen imstande ist. Die bekannte Lust zur Abschweifung ist eine schwächere Abart dieser Empfindung. Schopenhauer entwirft in seiner wohl hintergründigsten Schrift *Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen* das Bild eines großen, das gesamte kosmische Geschehen einbegreifenden Lebenstraumes, worin jedes Ereignis als das Glied zweier ganz verschiedener Ketten erscheint: einmal einer objektiven, die den kausalen Zusammenhang des Naturlaufs umfaßt; zum anderen einer subjektiven, die nur in Beziehung auf das sie erlebende Individuum vorhanden und so subjektiv wie dessen eigene Träume ist; woraus sich dann das Gleichnis einer großen

Daseinssymphonie ergäbe, worin, vermöge einer wunderbaren »harmonia praestabilita«, »jedesmal das Schicksal des Einen zum Schicksal des Andern paßt, und jeder der Held seines eigenen, zugleich aber auch der Figurant im fremden Drama ist«, eine Vorstellung, die geeignet sei, zunächst unsere Fassungskraft zu übersteigen, welche aber ein gut Teil ihrer Unbegreiflichkeit verlöre, wenn man bedenke, »daß das Subjekt des großen Lebensraumes in gewissem Sinne nur eines ist, der Wille zum Leben, und daß alle Vielheit der Erscheinungen durch Raum und Zeit bedingt ist«. So sei es ein großer Traum, den jenes eine Wesen träume: jedoch derartig, daß alle seine Personen ihn miträumten; weshalb, infolge dieser einheitlichen Regie, alles aufeinander abgestimmt sei und zueinander passe wie Kette und Zahnrad.

In dieser Vorstellung, die zum Tiefsten gehört, das je der Menscheit über die Natur des Daseins gedacht hat, und die man an Ort und Stelle nachlesen muß, um ihren unheimlich anrührenden Tiefsinn zu begreifen, in dieser merkwürdigen Weltanschauung also ist die Vorstellung jener Nietzscheschen »Dunstkreise«, die alles Lebende, darunter nicht nur die Individuellen, sondern auch die geschichtlichen Mächte verstanden, abgrenzend umhüllen und damit auch von der Illusion einer als übergeordnet gedachten Objektivität ausschließen, ersetzt durch das kolossale Gleichnis des sich selber träumenden und von allen seinen Objektivationen mitgeträumten Weltwillens; womit die Poesie der Welt gerettet wäre. Denn wenn auch der Weltlauf, wie oben bemerkt, nicht in den einengenden Formen der epischen Gattungen vor sich geht und es eine Illusion wäre, anzunehmen, die ruhenden oder tätigen Beziehungen zwischen den füreinander undurchdringlichen und sich gegenseitig unverständlichen Individualzyklen (»Dunstkreise«) ergäben in der Zusammenschau für einen übermenschlich groß zu denkenden Intellekt etwas Ähnliches wie ein Gebilde der epischen Disziplinen, so wäre doch, wollte man

das Schopenhauersche Gleichnis annehmen, die Gesamtheit aller individuellen Lebensträume in ihrem kunstvollen Ineinandergreifen als ein Epos von übermenschlichen Dimensionen vorzustellen, ein Epos, das der Weltwille, als innerster Grund aller Erscheinung, sich zu seiner eigenen Unterhaltung erzählt. Die Novellen und Romane der Dichter wären dann ein unendlich kleines Mosaiksteinchen aus dieser unendlich großen Weltsymphonie, und alles, was sie tun könnten, würde darin gipfeln, in ihren Erfindungen menschlicher Schicksale und außermenschlicher Ereignisse eine Ahnung von der Symphonie dieses großen Lebensraumes aufdämmern zu lassen. Derjenige, dem dies gelänge, müßte dann allerdings der Meister aller Meister genannt werden.

Rechtfertigte bisher nur die Wahrnehmung, daß es ein fragwürdiges Unternehmen sei, Elemente und Individualzyklen zu erzählerischen Gebilden zu vereinigen, deren Beieinanderwohnen in natura nicht ohne weiteres epischen Charakter besitzt, rechtfertigte bisher nur diese Wahrnehmung die Überschrift am Kopfe dieses Aufsatzes, so sei im folgenden ein Problem erörtert, das vielleicht am treffendsten mit der Formel »Allwissenheit des Autors« bezeichnet wird. Es ist, wie man leicht einsehen wird, einer der frappantesten Unterschiede zwischen dem Wachstum und dem Fortschreiten einer Erzählung einerseits und der Entwicklung des entsprechenden Vorgangs in der Welt andererseits, die Tatsache, daß der Erzähler schon im voraus alle Verhaltensweisen seiner Personen sowie alle eintretenden Konstellationen, das heißt den Verlauf seiner Geschichte bis in die letzten Fasern hinein kennt, während in der Wirklichkeit alles Zukünftige, auch das Nächstliegende, dunkel bleibt und von niemandem vorher gewußt wird, unabhängig davon, ob man sich nun als Anhänger eines strengen Determinismus bekennt oder von der gänzlichen oder teilweisen Freiheit des Willens überzeugt ist. Im Verlaufe der Weltbegebenheiten gibt es keine Instanz, die der vorausse-

henden Allwissenheit des Autorgehirns für den Bereich seiner Erzählung parallel zu setzen wäre, es sei denn, man mache sich die christliche Doktrin von der Allwissenheit Gottes oder das Schopenhauersche Gleichnis des sich selber träumenden und von allen seinen Objektivationen mitgeträumten Weltwillens zu eigen.

Die Ursache des eben bezeichneten Unterschiedes ist derart selbstverständlich, daß sie nicht erörtert zu werden brauchte, wenn sich aus ihr nicht einige bedeutsame Folgerungen ergäben. Während in den Weltläuften alle Ungewißheit in Bezug auf den Fortgang des Geschehenden daraus resultiert, daß die Individuen aus vorher nicht zu durchschauenden und jeweils völlig unerkennbaren Motivgründen handeln, in die sich hineinzusetzen keinem anderen Individuum gegeben ist, quillt die Allwissenheit des Autors aus der Tatsache, daß selbst die denkbar größte Gegensätzlichkeit der von ihm erschaffenen Personen sowie auch die allergrößte Buntheit der Situationen nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß alle Vielfalt und Heterogenität im Grunde eine einzige Quelle hat: den Intellekt und die Phantasie ein und desselben Menschen. Die Vielfalt der Welt dagegen entspringt aus ebenso vielen individuellen Quellen. Die Hunderte von Personen und Charakteren, welche ein Gigantenwerk wie die *Menschliche Komödie* bevölkern, sind, obwohl der Wirklichkeit abgelauscht, dennoch Geschöpfe aus einer einzigen Familie. Größer als alle Verschiedenartigkeit ist ihre Familienähnlichkeit, die darin begründet liegt, daß auch die genialste Phantasie und subtilste Psychologie nicht imstande ist, ebenso aus dem innersten Seinsgrunde fremder Charaktere heraus zu *schreiben*, wie diese in der Realität aus einem innersten, undurchschaubaren und unnachahmlichen Seinsgrunde *handeln*. Wer demnach etwa auf den Gedanken verfiel, aus dem Gestaltenreichtum der Balzacschen Romane sich Menschenkenntnis und Charakterkunde aneignen zu wollen, der wäre noch schlimmer dran als einer, der sich zu diesem

Zweck nur Individuen ein und derselben Familie vornahme, denn hier lernte er bei aller Familienähnlichkeit doch wenigstens Personen mit individuell verschiedenem Seinsgrund kennen, während die Gestalten Balzacs oder irgendeines andern Autors doch alle aus einem und demselben Existenzgrund atmen.

Die Allwissenheit des Autors, so große Vorteile sie für die Komposition einschließt, erscheint jedoch im Lichte noch größerer Fragwürdigkeit, wenn man folgende Überlegung anstellt: Gesetzt den Fall, die Einbildung des Erzählers, daß er alle seine Gestalten bis in die letzten Gründe durchschäue, daß er alles von ihnen wisse, und ihre Verhaltensweise in jeder nur erdenklichen Situation im voraus kenne, sei stichhaltig, so wäre die notwendige Folgerung daraus, daß sein Intellekt (worunter hier die Gesamtheit seiner geistigen Anlagen und Tätigkeiten verstanden sei) größer, feiner und umfassender angelegt ist als der jedes seiner Geschöpfe, was bei einem Autor von mittleren Gnaden zu schlechthin unannehmbaren Konsequenzen führen müßte, und selbst bei einem Erzähler von Genie zu Einschränkungen, denen die bescheidenste Realität mit dem Ergebnis echter Individualität vorzuziehen wäre. Wird aber, um dieser Konsequenz zu entgehen, zugegeben, daß die erfundene oder nach der Wirklichkeit gezeichnete Gestaltenwelt des Erzählers auch Personen enthalten könne, deren Intellekt von dem des Autors nicht einbegriffen wird, so erhöhe sich für diesen wiederum das Dilemma, geistig-seelische Phänomene nachbilden zu müssen, deren innerste Existenzgründe für seinen Geist unerreichbar sind. Aus dieser Überlegung ergibt sich dann unabweisbar die Absurdität aller Bemühung, irgendeine Persönlichkeit von Größe, Bedeutung und Genie, sei es auf dem Felde der strengen Biographie, des Romans oder der Dichtung, nachzeichnen zu wollen. Was einen Großen, gleich auf welchem Gebiete immer, groß machte, das entzieht sich in seinem innersten Grunde jeder nachschaffenden Bemühung, ja auch der

intuitiven Schau, denn es ist ewig umgeben von jenem Nietzscheschen Dunstkreis, der alles Lebende und Einmalige für jede vorausschauende, aber auch retrospektive Wißbegier unnahbar macht. Der Zeugungsakt des wirklich Bedeutenden und Großen ist unnachahmlich und unwiederholbar, auch in der rückschauenden Einfühlung, selbst für eine geniale Phantasie, denn wäre er es nicht, wäre er in irgend einer Form erschließbar, dann wäre das Große nicht mehr bedeutend, wenn es wahr ist, daß das Große auch das Einmalige ist. Ein Biograph etwa, der es unternehme, in der Form irgendeiner epischen Gattung das Phänomen Beethoven nachzubilden, müßte entweder ein Beethoven völlig kongenialer Geist sein oder von der Illusion ausgehen, der (an sich unwiederholbare) Existenzgrund dieses Genies könne durch irgendeine magische Palingenese während des Schreibens zu seinem eigenen werden.

Was hier von dem Biographischen gesagt wurde, das gilt in sinngemäßer Anwendung von jeder erfundenen epischen Handlung. Was eben die unnachahmliche Atmosphäre des Wirklichen ausmacht, nämlich das Aufeinanderwirken von Individualzyklen, die aus Daseinsgründen handeln, welche ewig blind und undurchdringlich für einander sind, all das Unerwartete, Einmalige, Spontane, sinnvoll Widerspruchsvolle, all das gibt es in der epischen Fiktion nicht, weil hier nichts größer, origineller und individueller sein kann, als die Intellektgrenzen des Autors gestatten; weil alle Heterogenität aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgegangen ist und deshalb keine wahre Heterogenität ist. Ein großangelegter Roman, der hundert oder mehr Individualitäten umfaßt, ist im Grunde nur ein einziges großes Gespräch des Autors mit sich selber, und seine Allwissenheit ist eigentlich nichts anderes als eine objektivierte Form des Wissens von sich selbst.

Nun ist es gleichwohl eine Tatsache, daß im Bereich der erzählenden Literatur eine nicht geringe Anzahl von Werken existiert, die sich aller Vorteile erfreuen, welche sich aus

der Allwissenheit des Autors ergeben, und dennoch den Eindruck gewähren, als seien die in ihnen agierenden Personen gänzlich aus sich selbst heraus und nicht nach irgendeiner Konstruktion geschaffen. Sie haben sich der Intellektgrenzen des Autors entledigt und bewegen sich autonom und spontan, gleichsam aus einem unverwechselbaren »Dunstkreis« heraus, dessen Gegenwart von dem Erzähler mit Mitteln angedeutet wird, die sich jeder kritisch-ästhetischen Betrachtung entziehen. Diese Gestalten kennen nicht den illusionären Anspruch, von der Allwissenheit des Autors bis in die letzten und geheimsten Fasern ihrer Existenz durchleuchtet zu sein, dafür entspringt aber auch jede ihrer Handlungen einer geheimnisvollen, vom Leser nur geahnten Mitte, welche die Begegnung mit ihnen zu einem Erlebnis macht, als träte man einer Erscheinung der Realität selber entgegen. Diese Erfahrung steht in offenbarem Widerspruch zu dem im vorigen Absatz Gesagten, denn würde die Erfindung einer Erzählung nur aus der Allwissenheit des Autors hervorgehen, dann könnte sie nichts hervorbringen, das der spontanen Schöpferkraft der Realität kongenial oder analog wäre. Es gibt nur noch *einen* Bereich des menschlichen Lebens, in welchem sich dieses bestürzende Wunder ereignet: im Traum. Jeder hat wohl schon im Traum die Bekanntschaft von Dingen, Personen und Situationen gemacht, über die er sich, wäre er ihnen in der Wirklichkeit begegnet, aufs höchlichste verwundert hätte. Sie scheinen ihm auf den ersten Blick einem völlig andersartigen und nichteigenen Lebensgrund entwachsen, und niemals würden in wachem Zustand, selbst bei fruchtbarster Tätigkeit aller seiner Geisteskräfte und bei regster Entflammung seiner Phantasie, ähnliche Dinge vor sein geistiges Auge getreten sein, es sei denn, die Realität habe sie ihm selber zugeführt. Der dieses schreibt, hat im Traum die erste Bekanntschaft mit den Problemen der Integralrechnung gemacht, und als er sie später aus einem Lehrbuch kennenlernte, war seine Brust schwer von merkwür-

digen Erinnerungen, und schwieriger als die Aufgabe, den Inhalt eines gekrümmten Flächensegmentes zu berechnen, dünkte ihn die Lösung des Rätsels, wie er etwas habe träumen können, mit dem er nie zuvor im Leben nähere Bekanntschaft gemacht. Er hat auch geträumte Personen derart elegante und fehlerfreie Perioden in einer fremden Sprache sprechen hören, wie er sie bei dem damaligen Stande seiner Kenntnisse im wachen Zustande selbst bei größter Bemühung niemals fertiggebracht haben würde. Und so schien ihm noch vieles von dem, was ihm im Traum begegnete, derart beschaffen, daß es nur die Realität mit ihrer Fülle individueller Existenzgründe hervorgebracht haben konnte, während sein Verstand ihm doch sagte, daß er, als der geheime und selbeigene Theaterregisseur seiner Träume, es ja selber gewesen sein mußte, der aus einem für den wachen Verstand unerreichbaren Zentrum das Geschehen des Traumes produziert hatte.

So umschließt das Geheimnis des Träumens in der Tat die Lösung der dem Erzähler gestellten Aufgabe: fremde Geschöpfe aus den ihnen wesenseigenen Existenzgründen hervorwachsen zu lassen und sie mit allwissender Phantasie in die Realität einer erdichteten Handlung emporzuheben. Dem wirklichen Erzählen muß demnach immer ein Vorgang zugrunde liegen, welcher dem des Träumens ähnlich ist. Hier wie dort werden im Dunstkreis einer durchaus künstlerischen Zeugung Geschöpfe des Nicht-Ichs, Wesen fremder Daseinsgründe geboren, nicht verschieden von denen, wie sie die uns umgebende Realität hervorbringt, und doch aus uns selber hervorgegangen, freilich von einer Region aus, die uns nachher, das heißt im wachen Zustand, beziehungsweise nach dem Abschluß des erzählerischen Aktes, nicht mehr zugänglich ist. So ist es durchaus natürlich, daß der Autor während der Arbeit an einer Erzählung dem Fortgang des Geschehens und der Entwicklung seiner Geschöpfe mit Neugier entgegenseht, denn diese Entwicklung geschieht ja von einem Zentrum aus, das sich ihm,

sobald er aus dem Zustand der schreibenden Produktivität in eine Pause der Besinnung tritt, mit geheimnisvollen Schleiern verhängt; und ebenso natürlich ist es, daß er dem vollendeten Werke später wie einer anderen Welt gegenübertritt, voll Verwunderung oder auch Gleichgültigkeit, obwohl er selber der Schöpfer jener dichterischen Realität ist, welche die Grenzen seines bewußten Intellekts weit hinter sich läßt.

Wie aber dieser Zustand der dem Träumen verwandten Produktivität beschaffen sei, darüber lese man bei den großen Philosophen und Ästhetikern nach. Im Plane dieses Aufsatzes liegt allein die beglückende und vom Leser wohl insgeheim erwartete Feststellung, daß die »Fragwürdigkeit des Erzählens« aus dem fast unauflösbar erscheinenden Widerspruch der Problemstellung dennoch in den tröstlichen Bereich des Mysteriums aller Kunst einmündete.

Falscher Lorbeer

Vor kurzem erschien in einem Münchener Verlag eine dickleibige Lyriksammlung¹, die mit dem Anspruch auftritt, sechshundsechzig »Dichter des anderen Deutschland« aus der Zeit der Tyrannis zu vereinigen. Hier fänden sich, wie die Buchklappe sagt, »Verse, die in Konzentrationslagern und Zuchthäusern an den Fronten des Krieges, in den Widerstandsbewegungen, in den Bombenkellern und in den Gefangenenlagern entstanden, oder die in illegalen Exemplaren oder Geheimdrucken dereinst von Hand zu Hand gingen«. Sechshundsechzig Dichter des anderen Deutschland! Als wir das Buch in die Hand nahmen, stand uns das Herz sekundenlang in freudigem Erschrecken still. Hier war ja offenbar das langgesuchte Dokument, das man Thomas Mann und anderen überheblichen Emigranten unter die Nase halten konnte, die da behaupteten, aus jeder Zeile, die im nationalsozialistischen Deutschland geschrieben und publiziert worden sei, atme der Geist feiger Untertwürfigkeit. Hier mußten sie zu finden sein, die Heroen und Märtyrer, die in der Zeit des intellektuellen Verrates die Fahne der Gedankenfreiheit hochgehalten und unter Einsatz ihrer ganzen Person die geistigen Waffen geschmiedet hatten, an denen die geknebelte Nation sich hätte aufrichten können. Aber dann, als wir das Buch aufschlugen, beschlich uns Traurigkeit, denn nicht der herbe Geruch des Lorbeers schlug uns entgegen, sondern der einer oft recht peinlichen Selbstüberschätzung.

Was hier als Widerstandsliteratur präsentiert wurde, hatte bis auf wenige Ausnahmen mit dem hohen Anspruch dieses Begriffes wenig zu tun. Wer nur einiges aus der französischen Literatur der »résistance« kennt, die Namen wie Ara-

¹ »De Profundis. Anthologie neuer deutscher Lyrik.« Hg. und eingeleitet von Gunter Groll. München 1947.

gon, Vercors, Camus umschließt, wird diesen Versuch, die Haltung eines großen Teils der deutschen Dichter im Dritten Reich nachträglich zu heroisieren und einen Mythos vom »geistigen Widerstand« zu schaffen, belächeln. Was haben zum Beispiel die Namen der betriebsamen Gebrüder Schnack, deren literarische Fruchtbarkeit im Dritten Reich um kein Jota geringer war als in den Jahren vorher, in einer solchen Sammlung zu suchen! Dichtern wie Werner Bergengruen und Hans Carossa gebührt aller Respekt, doch schadet es ihrem Ruf, wenn sie benutzt werden, um die Legende von einem deutschen »Dichter-Maquis« zu begründen. Wir freuen uns, daß wir ein Zeugnis vom Range der Bergengruenschen Gedichtsammlung *Dies irae* besitzen, deren Verse auf unzähligen hektographierten Blättern in Widerstandskreisen zirkulierten; immerhin hat Bergengruen, wie der Herausgeber gesteht, nachdem er 1937 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden sei, später auf Grund einer »widerruflichen Sondergenehmigung« weitergearbeitet. Hans Carossa habe, »als er sich endlich der Berufung an eine Präsidialstelle des deutschen Schrifttums nicht mehr zu entziehen können glaubte«, sein Amt zum Schutze bedrohter Kollegen benutzt, was nur zu loben ist. Man ist indessen darüber hinaus nicht sehr erfreut, daß er in einem zum 60. Geburtstag Ernst Wiecherts herausgegebenen Gedenkbuch eine kleine Geschichte aus den letzten Tagen des Krieges erzählt: damals sei er für seinen Versuch, durch einen Brief an den ihm befreundeten Kreisleiter die Stadt Passau vor der drohenden Zerstörung zu retten, beinahe durch ein deutsches Standgericht zum Tode verurteilt worden. Glaubt er selbst, eine solche Rechtfertigung vor der Öffentlichkeit nötig zu haben, er, den wir als Dichter ruhig weiter verehren dürfen, auch dann, wenn er nicht der Held gewesen ist, den sein Verleger nun gern aus ihm machen möchte?

1943 wollte ein deutscher Schriftsteller² ein Buch veröffentlichen, das die galanten Abenteuer eines Kavallerieoffiziers des Ersten Weltkrieges mit einer schönen Belgierin behandelte. Die Zensurbehörden des Oberkommandos der Wehrmacht verweigerten aus nationalen und militärischen Gründen die Druckerlaubnis. Der Verfasser, keinesfalls faul, setzte sich hin, verlegte die Handlung in die Zeit der Koalitionskriege, machte aus dem deutschen Rittmeister einen Kapitän der französischen Revolutionsarmee und ließ im übrigen, von zeitgeschichtlichen Details abgesehen, den Stoff ziemlich unverändert. Diesmal passierte das Manuskript die Zensur. Heute gefällt sich der Verfasser darin, in seinem Fragebogen an der dafür vorgesehenen Stelle anzugeben, daß die Machthaber des Dritten Reiches 1943 eines seiner Bücher unterdrückt hätten. Sein Verleger ergreift nicht ungern die Gelegenheit, ihn der Öffentlichkeit als Dichter des »anderen Deutschland« und der »inneren Emigration« zu präsentieren. Dieses Rezeptes oder eines ähnlichen bedient sich mancher. Sie flüchteten in die Geschichte oder in die Unaktualität. Da ist Manfred Hausmann, dem man im Dritten Reich nicht ein Haar krümmte und der sich in populären Zeitschriften, martialisch uniformiert, wie eine Filmdiva feiern ließ; man wird ihn wohl kaum unter die Märtyrer reihen wollen. Horst Lange, Hans Leip, Wolf von Niebelschütz, Albrecht Goes, Rudolf Hagemann oder Ernst Penzoldt, Dichtern, deren lautere Gesinnung hier nicht angetastet werden soll, erweist man einen schlechten Dienst, wenn man sie mit Gewalt zu Helden machen will. Von den sechsundsechzig pompös angekündigten »Illegalen« bleiben vielleicht zehn übrig, die, wie Erich Mühsam oder Albrecht Haushofer, mit Gut und Leben für ihre weltanschauliche und dichterische Überzeugung zahlten. Die anderen mögen in der privatesten Sphäre

² Hier spricht Schirmbeck über sich selbst.

ihres Herzens in die Emigration gegangen sein, irgendeinen zeugenden Beweis davon haben sie in den Jahren, als es darauf ankam, nicht gegeben. Die nationalsozialistische Kulturära fing an mit dem berüchtigten Loyalitätsbekenntnis neunundneunzig namhafter deutscher Schriftsteller zum Führer, an dem sich auch Männer beteiligten wie Oskar Loerke oder Otto Flake, der sich heute in seinem Buch *Die Deutschen* zum moralischen Richter über seine Landsleute aufwirft. Die Reinigung unseres kulturellen Lebens sollte jetzt, wenn wir schon keine großen Aktivposten einzusetzen haben, wenigstens mit unbedingter Ehrlichkeit beginnen. Falscher Lorbeer steht uns nicht an.

Selbstentfremdung des deutschen Geistes?

Es ist oft gefragt worden, ob das kulturelle Leben eines Volkes in direkter Wechselwirkung zur staatlich-geographischen Machtentfaltung steht. Für Deutschland ist ein solches Verhältnis meist geleugnet worden. Die Epochen der reifsten deutschen Kulturentfaltung seien immer zugleich auch Zeiten politischer Ohnmacht oder zumindest Zeiten eines ungehemmten Partikularismus gewesen. Frankreich, Großbritannien, Spanien, mit gewissen Einschränkungen auch die nordischen und slawischen Länder, erscheinen als Musterfälle der Parallelität von Nationalgefühl und Reichtum an kulturellen Äußerungen; im Falle Frankreich ist diese Parallelität – man denke an das Zeitalter Ludwigs XIV., das klassische französische Jahrhundert – so unmittelbar einleuchtend, daß man geradezu von einer Identität zwischen staatlichem und kulturellem Bewußtsein gesprochen hat. Einzig in Deutschland und Italien will man diejenigen abendländischen Nationen sehen, für die dieses Gesetz nicht gilt. Bis zur Erreichung ihrer politischen Einheit hätten die Höfe und Residenzen das Bild der kulturellen Entwicklung bestimmt. Wer will bestreiten, daß der Geist der deutschen Klassik, daß Goethe, Lessing, Kant und Humboldt, so universal sie über die deutschen Grenzen hinauswirkten, in ihren schöpferischen Möglichkeiten aufs engste an landschaftlich-dynastische Gegebenheiten gebunden waren? Nach der Reichsgründung übernahm das Bürgertum, übernahmen die Metropolen der einzelnen Länder in ihrer regionalen Eigenart die Aufgaben der ehemaligen Dynastien und Residenzen. Die Hauptstadt Berlin vollends entwickelte sich zu einem geistig-kulturellen Brennpunkt erster Ordnung. Das, was man den deutschen Geist nennen könnte, stand auf organisch-landschaftlich gegliederten Fundamenten. München, Heidelberg, Frankfurt, Göttingen, Dresden, Königsberg, Tübingen: soviel Namen, soviel Eigenart eines geistigen Lebens, das sich

nach außen als ein reich gegliedertes Fresko präsentierte. Deutschland war das Land der Mitte. Ibsen, Strindberg, Gide und Valéry, Croce und d'Annunzio, aber auch Dostojewskij, Tolstoi und Gorki fanden hier in fruchtbarer gegenseitiger Durchdringung die klassische Heimstätte europäisch-abendländischer Wirksamkeit. Auch der Erste Weltkrieg änderte an diesen Verhältnissen nichts. Im Gegenteil, er wirkte wie ein ungeheuer befruchtendes Ferment auf den Bestand der geistigen Potenzen. Etwas wie ein hektisches Fieber schien die Elite des kulturellen Lebens ergriffen zu haben: in einem politisch ungeteilten – um mit den Worten Wolfgang von Einsiedels zu sprechen –, aber zerrissenen und schwersten wirtschaftlichen Erschütterungen ausgesetzten Lande ein mächtiger innerer Auftrieb, eine leidenschaftliche Bemühung um eine neue Ausdruckssprache, eine sprühende Fülle gedanklicher und künstlerischer Leistungen, eine jugendliche Lust des Rebellierens und Experimentierens, eine abenteuer- und zukunftsfreudige Aktivität.

Und heute? Trotz des Auftretens sporadischer Einzelleistungen sprechen Pessimisten von einem kulturellen Vakuum, von geistigem Provinzialismus; man bemängelt immer wieder das Fehlen einer wahrhaft schöpferischen Neuentwicklung, das bloße Sichbegnügen mit bewährten Formen, und das nicht nur etwa auf den Gebieten der Literatur, der schönen Künste, des Films, sondern auch in den praktischen Bereichen der Wirtschaft, der Politik, des Rechts, der Erziehung und Publizistik. Was ist Wahres an diesen Vorwürfen? Wahr ist wohl, daß wir heute, im zweiten Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch von 1945, kaum etwas zu verzeichnen haben, das mit dem produktiven Erregungszustand des Jahrzehntes nach dem Ersten Weltkrieg zu vergleichen wäre. Woran liegt das? Soziologen und Kulturkritiker haben viele Gründe dafür aufgezählt; einmal die Unterbindung aller wirklich schöpferischen Impulse in der Zeit der Diktatur, jener Diktatur, die den Künsten und

Wissenschaften eine zwar äußerlich dekorative Bühnenrolle zuwies, sie in Wirklichkeit jedoch zu steriler Dienstbarkeit verdammt. Man weist auf die Emigration bedeutender Köpfe hin, die den Bestand unserer geistigen Aktiven empfindlich geschwächt habe, man spricht von dem Ausfall der mittleren Generation, jener in einem zeitlichen Radius von etwa zehn Jahren um die Jahrhundertwende Geborenen, ein tragischer Umstand, der dazu geführt habe, daß das geistige Zwiegespräch heute im Wesentlichen zwischen der Generation der Großväter und der ganz Jungen geführt werde, jener Altersschicht, deren sachlich-unromantische Einstellung, nicht nur im politischen, sondern auch in den privaten und beruflichen Lebensbereichen, ein geistiges Experimentieren nicht gerade begünstigt. Man erwähnt auch die gewaltigen sozialen Umschichtungen, die Entindividualisierung der Großstädte, die ja heute im Wesentlichen nur noch gigantische Werk- und Wohnstätten seien, man weist auf das Hinschwinden der einstigen bürgerlichen Mitte hin, deren kulturbewußter Haltung es immerhin zu verdanken war, daß ein Werk wie das Robert Musils oder Rainer Maria Rilkes entstehen konnte.

Alle diese und viele andere Gründe mögen einen bedeutenden Anteil an der geistigen Situation der Nachkriegszeit haben: im Grunde aber sind sie nur symptomatische Begleiterscheinungen eines weitaus tragischeren Sachverhalts: unserer Gespaltenheit und Geschichtslosigkeit. Die letztere wiederum ist nur ein Ausdruck dafür, daß Deutschland, das klassische Land der Mitte, ein Land *ohne* Hauptstadt ist. Am Schicksal Berlins läßt sich wie an einem in die Wüste geworfenen Seismographen unser gesamtes geistig-kulturelles Schicksal ablesen.

»Die Deutschen sind 1945 irgendwie aus der Geschichte hinausgeworfen worden«, sagt Michael Freund. »Die Vergangenheit ist noch nicht Vergangenheit, weil sie noch viel zu nahe ist, und auf der anderen Seite ist sie seltsam fern und steht scheinbar kaum noch in einem Zusammenhang

mit unserem gegenwärtigen Leben. Der Deutsche ist noch nicht zur Klarheit darüber gekommen, ob diese Zeiten überhaupt noch seine Geschichte sind, und ob er wollen soll und darf, daß dies seine Geschichte wäre.«

Dieses Bewußtsein einer unheimlichen Geschichtslosigkeit wird von allen ernsthaften Beobachtern geteilt. Der verstorbene Alfred Weber hat in seinen letzten Jahren immer wieder beschwörend darauf hingewiesen, daß Geschichte im eigentlichen Sinne für Deutschland erst dann wieder möglich sei, wenn das gegenwärtige Interregnum der Spaltung überwunden werde. Was der Arzt und Kulturphilosoph Küttemeyer als politisch-geistige Schizophrenie bezeichnet, das ist ja wohl nur ein anderer Aspekt jenes Phänomens, das denkende Beobachter seit Jahren mit Bestürzung erfüllt; die Tatsache nämlich, daß der geistig-kulturelle Provinzialismus, die geschichtslose Lethargie beziehungslos neben einer auffälligen wirtschaftlichen Aktivität überläuft, die alle ihre Energien in einer Restauration überkommener Denk- und Daseinsformen erschöpft. Besonders deutlich wird das auf einem praktischen Gebiet, dem des Städtebaus; hier zeigte sich von Anfang an eine dumpfe Ratlosigkeit, ein Mangel an schöpferischem Elan und Mut zu großen Lösungen. Damit aber wären wir bei dem, was Hans Paeschke einmal als »Pseudomorphose« bezeichnete. Er meinte damit jenen Zustand der Restauration, »bei der vorerst noch gestaltlose Energien in vorgegebene Hohlformen einströmen. Auf diese Weise entstehen Gedanken- und Sozialgebilde mit mangelhafter Entsprechung von Form und Inhalt, Begriff und innerer Vorstellung. 1918 waren Formen zerbrochen und geistig vorbereitete Inhalte freigelegt worden; 1945 waren auch die Inhalte zerstört bzw. sich selbst entfremdet.«

Das Schicksal der Entfremdung aber, oder genauer: der *Selbstentfremdung*, ist das andere tragische Faktum, dem sich der deutsche Geist in den beiden Nachkriegsjahrzehnten gegenüber sieht. Wenn man – um nur irgendein belie-

biges Beispiel zu nennen – etwa die Entwicklung jener neuen Betrachtungsweise in der Medizin verfolgt, die man als Psychosomatik bezeichnet, und dabei die Wandlungen beschreibt, die diese ursprünglich von Deutschland in den zwanziger Jahren ausgehende neue Krankheitslehre während der nationalsozialistischen Herrschaft in den angelsächsischen Ländern durchmachte, ehe sie nach Kriegsende mit entstelltem Antlitz wieder zu uns zurückkehrte, dann ist das ein Vorgang, der sich auch in anderen Wissenschaften wiederholte, so in der Kulturanthropologie, der Soziologie oder der Existenzphilosophie. Auch in den literarischen und künstlerischen Bereichen wurden ähnliche Prozesse der Entfremdung und Wiederbegegnung unter völlig veränderten Verhältnissen registriert. Die Enthüllung dieser Zusammenhänge, ihr Bezogensein auf das, was wir heute in Deutschland »geistigen Provinzialismus« zu nennen gewohnt sind, wäre ein kulturhistorisches Thema, das durchaus noch der adäquaten Darstellung harret.

Der Sozialmediziner Henry Sigerist vertritt die Ansicht, daß in jedem Zeitalter die vorherrschenden Krankheiten in einem gewissen Grad den Stil der Epoche widerspiegeln. So standen im Mittelalter die Kollektivkrankheiten Pest, Ausatz und Massenneurosen wie die Tanz- und Geißelwut im Vordergrund, in der Renaissance machte eine ausgesprochen individualistische Krankheit, die Syphilis, von sich reden, im Barock dominierten Gicht, Podagra usw. Es tritt uns hier ein Krankheitsbegriff entgegen, der sowohl das Individuell-Pathologische als auch das Sozial-Überindividuelle umfaßt, es nicht nur umfaßt, sondern beide aufeinander zuordnet. Die organische Krankheit des einzelnen ist das Spiegelbild einer größeren sozialen Störung. Hermann Friedmann hat diese Betrachtungsweise auf eine der beiden großen Krankheiten, die unser sozialmedizinisches Panorama prägen, den Krebs, angewandt und schreibt: »Wie im Staate separatistische und aufrührerische Bestrebungen sich erst da geltend machen, wo die Zentralregie-

rung geschwächt ist, so könnten im Zellverband autonome bösartige Wachstumserscheinungen, Lösungen aus dem organischen Verband in der Regel erst da auftreten, wo das Zentralorgan des Organismus die Herrschaft über die Einzelzellen verloren hätte. Die Lockerung des Soziallebens würde somit in dem bösartigen, selbstgesetzlichen Zellkörper des Individuumkörpers nicht nur ihre spiegelbildliche Entsprechung finden, sie wäre wohl auch deren Ursache – oder, besser, beide entsprängen einer Dissoziationstendenz in einem biologischen Allgemeinsubstrat.«

Was hier versucht wird, das ist der Schritt vom individuellen Naturbereich zum geistigen Sozialbereich. Hat man sich mit solcher Denkweise erst einmal vertraut gemacht, dann erkennt man auch den Zusammenhang zwischen Krebs und Schizophrenie, der anderen auffälligen Sozialkrankheit unserer Zeit. Ist nicht auch das Auseinanderklaffen zwischen dem Wuchern des einzelnen Zellverbandes und den Erfordernissen des übergeordneten Organismus ein schizooides, ein Spaltungsphänomen?

Leidet nicht unsere ganze Kultur unter dieser Spaltung, oder, wie Küttemeyer sagt, »dieser Diskrepanz zwischen den materiellen Produktionskräften und der plastischen Kraft, ihnen geistig und in den eigentlich menschlichen Ordnungen zu folgen?« Danach wäre also die anfangs für unseren westdeutschen Staat als so charakteristisch bezeichnete Erscheinung des hemmungslosen wirtschaftlich-zivilisatorischen Luxurierens bei gleichzeitiger Verkümmern der kulturellen Kräfte, soweit sie einen gesamtdeutschen Beitrag zur Weltkultur darstellen, nicht nur ein Symptom einer kaum bemerkten Barbarei, sondern auch das tiefverräterische Spiegelbild einer schizophrenen Störung unseres gesamten geistigen Lebens. Sie betrifft uns nicht allein. 1917/18 begann eine neue universalgeschichtliche Epoche. Durch den Eintritt Amerikas in den Krieg und den Ausbruch der russischen Revolution wurden über die Welt hin die Möglichkeiten eines universalen Bürgerkrieges heraufge-

führt. Unsere Aufgabe ist es nun, die Sektorengrenzen des Politischen, des Wirtschaftlich-Sozialen und des Geistigen zu überwinden. Auch in uns selbst. Denn die allgegenwärtige Bedeutung der Grenzsituationen, ihre Wirksamkeit eben in unserem Herzen und damit das Eindringen des Eisernen Vorhanges auch in unsere privatesten Lebensbereiche, zeigt sich besonders frappant im permanenten Konflikt der Loyalitäten. Die Staatsgerichtshöfe aller Nationen haben seit Kriegsende mit diesem Konflikt zu tun. Margret Boveri hat ihn philosophisch, politisch, juristisch und allgemein menschlich in ihrem dreibändigen Werk *Der Verrat im 20. Jahrhundert* mit einer beeindruckenden Fülle von Material ausgebreitet. Es scheint immer mindestens zwei Gewissen zu geben: folgt man dem einen, begeht man Verbrechen im Sinne des positiven Gesetzes, folgt man dem anderen, versündigt man sich an dem ungeschriebenen, ewigen.

Die tiefe Unzulänglichkeit der Demokratie, die von hellhörigen Geistern zunehmend verspürt wird, leitet sich aus der Krise her, in die der abendländische Begriff der Freiheit geraten ist. Solange man an der Fiktion der Freiheit als etwas Absolutem festhält, gibt es keine Rettung aus der Schizophrenie, der Selbstentfremdung. Es gibt keine Freiheit *an sich*, sondern immer nur eine Freiheit *wozu*.

Erkennbar sind allein verschiedene, vom Nationalen, Kulturellen und Soziologischen her gefärbte und bedingte Formen der Freiheit, die sich historisch entwickelt haben und heute noch die Spuren dieser jeweils besonderen historisch-soziologischen Entwicklung an sich tragen. Würde diese Erkenntnis allmählich Allgemeingut, könnte sie zur Beendigung des ideologischen Weltbürgerkrieges beitragen, der, in der sozialmedizinischen Betrachtungsweise, nur der Ausdruck einer weltweiten Schizophrenie ist, welche ihrerseits wieder nur den dämonischen Charakter der Zeit zeigt, denn daß zwischen dem diabolischen Phänomen der Besessenheit, wie ihn das Mittelalter kannte, und dem modernen

Begriff der Schizophrenie ein tiefer Zusammenhang, oft geradezu Identität besteht, das haben unsere Psychiater längst erkannt.

Das Problem des deutschen Geistes, seiner Selbstentfremdung und Provinzialisierung nach diesem Kriege, ist im Grunde genommen nur der übersteigerte Ausdruck desselben Problems, das 1925 bereits Eugen Rosenstock erkannte, als er in seiner Soziologie vom »balkanisierten Europa« sprach und betonte, daß die ewige Wahrheit der europäischen Kultur zum Mythologem geworden sei. Für die Teile des gespaltenen Deutschland wird diese Wahrheit heute erst recht akut. Ihre Rettung vor dem Schicksal der »graeculi«, der Kleinstaaten im Römerreich, ist nicht in der Absolutsetzung der beiderseitigen Ideologien zu suchen, sondern allein in der Erkenntnis, daß der pathologische Zwiespalt überwunden werden muß, um die Geburt eines Dritten zu ermöglichen, eines Dritten, das zwischen Totalitarismus und anarchischer Freiheit läge. Das wäre das neue, in *Geist* und *Fleisch* übergegangene Gewissen, ein echtes Wir-Gewissen, das auch den ideologischen Gegner mit umgreift und somit imstande wäre, die Selbstentfremdung zu überwinden.

Die Kunst ist tot

In einer Vorausschau auf das Jahr 1985 versucht der kürzlich verstorbene englische Kunstgelehrte und -kritiker Sir Herbert Read die Situation der Künste zu schildern, wie sie in etwa zwanzig Jahren aussehen könnte:

»... die verschiedenen Sparten der Kunst wird es dann, zumindest in der historischen Bedeutung des Wortes, nicht mehr geben. Schon jetzt gibt es nur noch wenige Leute, die Bücher zu ihrem Vergnügen lesen; sie ›benutzen‹ sie, oder sie ›schauen‹ sie sich an. Lyrik, schon jetzt auf einen kleinen Kreis von Eingeweihten beschränkt, wird es dann überhaupt nicht mehr geben. Auch die Belletristik, schon jetzt eine dahinschwindende Form der Unterhaltung, wird allmählich aussterben, und die Schriftsteller werden dann nur noch Drehbücher für Fernsehspiele schreiben. Stilbildung wird man in allen Zweigen der Kunst ebenso als Anachronismus betrachten wie das Ornament in der Architektur. Das Theater wird noch als eine Art Trainingsgelände für Schauspieler existieren, aber es wird keine Dichter mehr geben, die für die Bühne schreiben. Die leichteren Formen der Oper werden die Zeit überdauern, denn sie sind in gewissem Sinne unterhaltend, aber Komponisten wie Beethoven, Wagner und Strawinski wird man dann vergessen haben ... Die Kunstakademien erheben schon gar nicht mehr den Anspruch, irgendetwas zu lehren, und auch das passive Genießen der Kunst beginnt, wie die Kunsthändler bestätigen können, allmählich nachzulassen. Insgesamt sind die Aussichten für alle Zweige der Kunst nicht besonders erfreulich; allerdings wird es mehr und mehr ›Artisten‹ in dem Sinne des Wortes geben, in dem es bei der Vergnügungsindustrie Anwendung findet. Alles in allem wird es eine lustige Welt sein. Überall werden Lichter erstrahlen, nur nicht im geistigen Bezirk des Menschen. Im pausenlosen Getöse wird die letzte Kultur sang- und klanglos untergehen.«

Im ersten Augenblick möchte man diese Prophezeiung für reinen Zynismus halten. Aber wenn man sie ein zweites und ein drittes Mal liest und sie dann an dem mißt, was heute schon sichtbar ist, dann hegt man keinen Zweifel mehr, daß Sir Herbert recht hat: Kunst und Literatur gehören der Vergangenheit an. Die Artistik blüht auf allen Gebieten, aber die Kunst ist tot.

Wenn ich hier ein persönliches Bekenntnis einflechten darf: Ich lese seit einigen Jahren keine Romane mehr. Grund: weil sie mich fürchterlich langweilen. Der »nouveau roman«: Beschreibungs-Impotenz; die Photographie macht diese Dinge besser und exakter. Das Gros der übrigen: Obszönitäten, mit ein paar rabelaisischen literarischen Tricks zu radschlagender Pose aufgeplustert; da lese ich lieber gleich das letzte Kapitel im *Ulysses* oder, besser noch, ein reelles Handbuch der Sexualpathologie.

Die moderne Romanliteratur reitet auf der Sex-Welle; ist die vorbeigerauscht, wird sie schnell auf eine andere Welle umschalten müssen, um up-to-date zu sein. Das Publikum will informiert sein; es liest Zeitungen und Illustrierte. Der Roman hat's schwer da mitzuhalten. Die Zeit läuft ihm unter den Füßen weg wie eine Rolltreppe in der verkehrten Richtung. Deshalb wird er das Rennen verlieren. Die Leute wollen »facts«. Oder sie sollten sie zumindest wollen. Facts sind öffentliche Ereignisse und Tatsachen, der Nachprüfung zugänglich. Der Roman aber bringt das Langweiligste vom Langweiligen: Libido (die lese ich lieber bei Freud & Co. direkt) und kaltschnäuzig serviertes Gekröse mit Schock-Sauce, sprich: Privates. Das Private ist aber heute das Uniforme par excellence. Ist das ein Wunder bei dreieinhalb Milliarden Exemplaren »homo sapiens« auf diesem Planeten?

Die Kunst braucht neue Gegenstände oder sie geht ein. Das sagt übrigens nicht nur Sir Herbert Read, das sagte angesichts der romantischen Firlfanzereien vor fast anderthalb Jahrhunderten schon Hegel in seiner *Ästhetik*: »Die eigent-

liche Art der Kunstproduktion und ihrer Werke füllt unser höchstes Bedürfnis nicht mehr aus; wir sind darüber hinaus, Werke der Kunst göttlich verehren und sie anbeten zu können, der Eindruck, den sie machen, ist besonderer Art, und was durch sie in uns erregt wird, bedarf noch eines höheren Prüfsteins und anderweitiger Bewährung. Der Gedanke und die Reflexion haben die schöne Kunst überflügelt ... In all diesen Beziehungen ist und bleibt die Kunst nach der Seite ihrer höchsten Bestimmung für uns ein Vergangenes.«

Nietzsche sah in der Kunst ein Narkotikum: »Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen«, und Mallarmé meinte, die Welt sei gerade gut genug, um ein Buch daraus zu machen. Das letzte zumal hat Schule gemacht: jeder, der schreiben kann, macht aus der Welt sein privates Kopfkissenbüchlein, gibt ein paar kafkaeske Arabesken dazu, taucht's ein wenig in danteske Infernoglut, läßt ein paar Tropfen Freud hineinräufeln, bläst die Tubatöne der Publicity an und sitzt dann schnodderig auf seinem Dreifuß wie die Dame Pythia vor Trojas Fall.

Das ist Literatur heute. Keine Sache, an die man Ernst und Mühe verschwenden sollte. Die Clowns drehen sich um sich selber, während die Biochemiker an der Retorte den künstlichen Menschen ausprobieren. Wer heute Differential- und Matrizenrechnung anwendet, sitzt komischerweise dem Nabel der Welt um einige Zoll näher als die Horde belletristischer Wort-Akrobaten, die sich von der Hefe einer modernistisch gefärbten literarischen Inzucht nähren.

Die Wissenschaft ist wie ein eiskaltes Bad über die Kunst gekommen: die ist gelähmt und strampelt doch in den letzten hysterischen Zuckungen. Wir können nur *eine* Folgerung daraus ziehen: die Mythen und Spiele für Kinder sind passé. Wir brauchen reale Unterhaltung für Erwachsene. Wir brauchen wirkliche Wirklichkeit. Nach Auschwitz und Konrad Lorenz' *Das sogenannte Böse* wissen wir einiges über den Menschen. Wir wollen noch etwas mehr wissen.

Aber nicht von den formalistischen Bellachinis, die ihre schwachbrüstigen Kaninchen als Löwen aus dem Zylinder springen lassen und darauf spekulieren, daß selbst die verrückteste Wortkombination genügend Faszination ausstrahlt, um ein paar Gutgläubige auf den Plan zu rufen, die eine Offenbarung und ein Fünf-Minuten-Evangelium daraus machen.

Seien wir ehrlich. Kommen wir zur Sache, solange die Kunst als Fußkranker der wissenschaftlichen Völkerwanderung nachhinkt. Vielleicht hinkt sie eines Tages nicht mehr. Vielleicht hat einer eines Tages eine Vision, eine herrliche, bestürzende, unglaubliche, bezwingende Vision, die tiefer sieht als Millionen Elektronenmikroskope, schärfer schneidet als das Messer des Laserstrahls, weiter ins Weltall hineinhorcht als die gigantischen Ohrmuscheln der Radioteleskope. Die Wissenschaft, heute noch orientierungslos vor ihren Ergebnissen sitzend, hätte plötzlich ein Bild des Menschen statt eines Riesenmosaiks von Zellstrukturen.

Bis es so weit ist, wollen wir bescheiden sein. Dienen wir der Sache. Welche Sache wird verhandelt? Die Sache des Menschen. Wo? In den Laboren der Biochemiker, der Genetiker, der Verhaltensforscher, der Planspieler am Modell des Menschen. Die Planspiele von heute sind die Dramen von morgen. Sehen wir sie uns etwas näher an, damit wir nicht eines Tages in einer Welt aufwachen, von der wir nichts mehr verstehen. Wenn wir heute von den Wissenschaftlern lernen, werden wir morgen vielleicht wieder von ihnen und anderen gelesen.

Umriss einer Weltsicherheitsgemeinschaft

Im Jahre 1969 wandte sich der damalige Generalsekretär der UNO, U Thant, mit einem Appell an die Politiker der Welt, aus dem einleitend einige Sätze zitiert seien:

»Ich will die Zustände nicht dramatisieren. Aber nach den Informationen, die mir als Generalsekretär, der Vereinten Nationen zugehen, haben nach meiner Schätzung die Mitglieder dieses Gremiums noch etwa ein Jahrzehnt zur Verfügung, ihre alten Streitigkeiten zu vergessen und eine weltweite Zusammenarbeit zu beginnen, um das Wettrüsten zu stoppen, den menschlichen Lebensraum zu verbessern, die Bevölkerungsexplosion möglichst niedrig zu halten und den notwendigen Impuls zur Entwicklung der Unterentwickelten zu geben. Wenn eine solche weltweite Partnerschaft innerhalb der nächsten zehn Jahre nicht zustande kommt, so werden, fürchte ich, die erwähnten Fehlentwicklungen derartige Ausmaße erreicht haben, daß ihre Bewältigung menschliche Fähigkeiten übersteigt.«

Wir alle wissen, daß die von U Thant geforderte weltweite Partnerschaft in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten nicht zustande gekommen ist. Die Nord-Süd-Konferenzen verliefen praktisch ergebnislos, der auf sie bezügliche Bericht der Brandt-Kommission blieb ein Stück Papier, die SALT-Gespräche, die Genfer Abrüstungskonferenz, die Wiener Verhandlungen über Truppenabbau haben das Wettrüsten nicht zum Stoppen gebracht. Die Rüstungsspirale dreht sich mit beschleunigtem Tempo weiter und verschlingt inzwischen weltweit zwischen 500 und 700 Milliarden US-Dollar jährlich, ein Betrag, von dem ein Bruchteil genügen würde, den Hunger in der Dritten Welt zu besiegen.

Das vom amerikanischen Präsidenten für die nächsten Jahre ins Auge gefaßte Rüstungsprogramm der USA, von dem er hofft, mit ihm das »Reich des Bösen«, die Sowjetunion, »zu Tode rüsten« zu können, übersteigt eine Billion Dollar, ein dem menschlichen Vorstellungsvermögen un-

faßlicher Betrag, denkt man an die unersetzbaren, späteren Generationen schon jetzt gestohlenen Ressourcen, die er verschlingen wird, denkt man an das zusätzliche Elend, aber auch die zusätzliche Bedrohung, die seine gewissenlose Verschwendung über die Völker der Welt bringen wird. Hinzu kommt, daß beinahe alle Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft die erbarmungslose Offenlegung der gegenwärtigen Weltsituation, wie sie aus den Prognosen des *Club of Rome* und futurologischer Institute hervorgeht, als Schwarzmalerei abqualifizieren und die notwendigen Kursänderungen mit dem Hinweis auf politische und wirtschaftliche Sachzwänge ablehnen. Der Wachstumswahn sowohl in der Arbeitsmarkt-, Reproduktions-, der Konsumtions-, der Export- und der internationalen Kartellpolitik blüht nach wie vor und gilt als die allmächtige Droge zur Betäubung der angstgeschüttelten Gemüter. Die von U Thant angesprochenen Probleme haben sich inzwischen bedrohlich verschlimmert. Hier nur einige Fakten:
Im Jahre 1900 betrug die Weltbevölkerung etwa 1,6 Milliarden Menschen. 1975 wurde bereits die 4-Milliarden-Grenze überschritten und nach mittelfristigen Hochrechnungen müßten im Jahre 2000 zwischen 6,5 und 7 Milliarden Menschen auf der Erde leben. Würde man die gegenwärtige Nachfrage nach Nahrungsmitteln, Kleidung, Energie, Wohnraum und sozialen Dienstleistungen auf die kommende Bevölkerung umlegen, so könnte man sich ausrechnen, daß am Ende des Jahrhunderts der Bedarf an Gütern für die dann lebenden 6,5 Milliarden so groß wäre wie derjenige von 60 Milliarden Menschen, gemessen am Lebensstandard des Jahres 1900. Diese hypothetische Verzehnfachung der Ansprüche und ihre teilweise Verwirklichung – Verwirklichung natürlich nicht gleichmäßig und gerecht weltweit verteilt, sondern im Gefälle zwischen Industrie- und unterentwickelten Völkern – zeigt schon, daß das System außer Kontrolle geraten ist und daß es, wenn nicht bald Grundlegendes geschieht, auf die wachsende

Zerstörung der Lebensmöglichkeiten auf diesem Planeten zusteuert, selbst für den Fall, daß es bis zum Jahre 2000, wie die meisten unter uns hoffen, nicht zum Ausbruch des dritten Weltkriegs kommt.

Aber außer zu einem bevölkerungspolitischen, ökonomischen und ökologischen Krisenherd ist das Staatensystem auch zu einem Waffenbunker unvorstellbaren Ausmaßes geworden. Das Wettüben hat sich von den Großmächten auf die Länder der Dritten Welt ausgedehnt, die einen beträchtlichen Teil ihres armseligen Sozialprodukts für Waffenimporte aus den Industrieländern verbrauchen, welche ihrerseits wiederum ihre Arbeitsmarktpolitik zu einem nicht geringen Teil aus dem Rüstungsexport bestreiten. Es ist völlig sinnlos geworden, Zahlen über Rüstungsausgaben, über Interkontinental- und Mittelstreckenraketen mit Atomsprengköpfen und die Overkill-Kapazität der Massenvernichtungswaffen anzugeben. Die Ziffern sind so unvorstellbar, daß es kaum noch eine Rolle spielt, ob sie doppelt, dreifach oder halb so groß sind. Ein kleiner Bruchteil ihrer Zerstörungskraft genügt, um alles menschliche Leben auf diesem Planeten auszulöschen.

Aber selbst wenn wir von dieser durch das sogenannte »Gleichgewicht des Schreckens« bisher – und hoffentlich auch in Zukunft – nicht zur Auslösung gelangten Selbstvernichtungsbombe der Menschheit einmal absehen, ist der Trend zur Unterhöhlung unserer ökologischen Lebensgrundlagen erschreckend. Das bezieht sich nicht einmal in erster Linie auf die drohende Erschöpfung der fossilen Energiequellen wie Erdöl und später auch Kohle und Erdgas, auf das absehbare Zur-Neige-Gehen wichtiger Metalle und Mineralien, sondern viel eher noch auf das Schwinden der pflanzlichen Regenerationsreservoirs, aus denen sich die engen Toleranzgrenzen des Sauerstoff-Kohlendioxid-Schwefeldioxid-Gleichgewichts der Atmosphäre erhalten. So wird gegenwärtig täglich eine Fläche von der Größe des Bodensees der für das Klima der Erde so überaus wichtigen tropi-

schen Regenwälder – ich erinnere nur an die Amazonas-Wälder, die gegenwärtig einem unverantwortlichen Raubbau der Multis zum Opfer fallen – abgeholzt und damit zahllosen Tier- und Pflanzenarten der Lebensraum für immer entzogen. Deshalb stellte Aurelio Peccei, einer der Väter des *Club of Rome*, die Frage: »Kann der Mensch den Teufelskreis erkennen, in den er geraten ist, und die äußerste Anstrengung unternehmen, aus ihm auszubrechen, bevor es zu spät ist?«

In der Reihenfolge der möglichen Antworten auf diese Frage möchte ich zunächst auf den wechselseitigen Zusammenhang zweier Systeme eingehen: der modernen Staatenordnung und der ihr zugehörigen Kriegeslogik.

Seit beinahe 40 Jahren sitzt die Völkergemeinschaft auf dem atomaren Pulverfaß. Das »Gleichgewicht des Schreckens« – so sagen Politiker und Strategen – gab ihr eine Gnadenfrist. Diese Frist ist durch den Prozeß der fortschreitenden »Miniaturisierung« der Atomwaffen, durch die sich immer mehr steigernde Zielgenauigkeit, die Verkürzung der Vorwarnzeiten, die Nichtbeachtung des geostrategischen Ungleichgewichtes (Asymmetrie) zwischen den Staaten der NATO und des Warschauer Paktes, durch die aufkommenden Konzepte einer »Führbarkeit« und »Begrenzbarkeit« eines Atomkrieges in Gefahr abzulaufen, wenn nicht bald eine Wende eintritt, eine Wende, die letzten Endes nur darauf hinauslaufen kann, das zunehmend unterhöhlte Gleichgewicht des Schreckens, das heißt den nuklear gesicherten Frieden, von seinen hochbrisanten Prämissen abzukoppeln und ihn statt dessen *politisch* zu fundamentieren. Denn die Existenz der überdimensionalen Zerstörungspotentiale verträgt sich nicht mehr mit den bisherigen gesellschaftlichen und politischen Systemen, vor allem nicht mehr mit dem System der in wirtschaftlicher und politischer Konkurrenz zueinander stehenden Nationalstaaten. Die Rüstungskontrollverhandlungen zwischen den Supermächten und den von ihnen abhängigen Bünd-

nissystemen haben zwar die große Katastrophe bislang vor sich hergeschoben, konnten aber das Ausufernd der Rüstungsindustrie, die Entwicklung technologisch immer zerstörerischer Waffensysteme und das Ausbrechen von über 100 regionalen Kriegen im Interessenschatten der Weltmächte und der von ihnen repräsentierten Gesellschaftsordnungen nicht verhindern. Dieses System ist instabil und äußerst verwundbar in kritischen internationalen Situationen. Die uns verbleibende Frist – niemand kennt ihre Dauer – müssen wir nutzen, auch durch die Mittel und Methoden einer wirksamen Friedenspolitik, um das bestehende System der gegeneinander konkurrierenden Nationalstaaten und Paktsysteme durch ein System der internationalen *Kooperation* und der Sicherheits*gemeinschaft* für alle zu ersetzen. Atomwaffen und nationale Souveränitätsrechte bezüglich eines möglichen Einsatzes dieser Waffen vertragen sich nicht miteinander. Da die theoretisch-wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen, derartige Instrumente der globalen Vernichtung herzustellen, nie wieder aus der Welt zu schaffen sind, wird sich die Struktur der Völker- und Staatensysteme dem neuen Zustand anpassen, das heißt fundamental ändern müssen. Ich möchte das grundlegend Neue der Situation an einem kurzen anthropologisch-ethologischen Rekurs verdeutlichen:

Der Mensch hat sich im Verlaufe der in etwa überschaubaren Geschichte von 6000 bis 10000 Jahren im Wesentlichen mit *zwei* Mächten auseinandersetzen müssen: mit seiner natürlichen *Umwelt* und mit sich *selbst* als Einzel- und Gesellschaftswesen. Auch die Umwelt wiederum zeigt zwei Aspekte: einen bewahrenden, ernährenden in Gestalt der Pflanzen- und Tierwelt, der natürlichen Kreisläufe der Stoffe und Energien sowie einen herausfordernd-gefährdenden in Gestalt zerstörerischer Naturgewalten meteorologischer, geophysikalischer wie auch biologischer Art (Bakterien, Viren, Epidemien etc.).

Gegen die Naturgewalten lernte sich der Mensch im Laufe der Zeiten durch Handwerk, Technik, Wissenschaft und Forschung abzuschirmen. In dieser Beziehung hat er gegenwärtig einen Höhepunkt erreicht, einen kritisch-ambivalenten Höhepunkt, der auf einigen Gebieten (zum Beispiel dem der zivilen und militärischen Atomtechnik) in das Gegenteil der erstrebten Wirkung, nämlich in die Selbstvernichtung umzukippen droht.

Das *zweite* Gegenüber des Menschen erhebt sich aus seiner Doppelnatur der Individualität einerseits und der Gesellschaftlichkeit andererseits. Und auch hier wiederum gilt das Gesetz der Ambivalenz: Als *Individuum* ist der Mensch sich feindlich gegeneinander verhaltenden Tendenzen seiner Psyche ausgesetzt, erhaltenden und selbstzerstörerischen, die vornehmlich von der Psychoanalyse (ich nenne nur den Freudschen Begriff der »Destrudo« oder des Todestriebs) erforscht wurden. Aber auch als *Gesellschaftswesen* ist er antagonistisch, zwiespältig strukturiert. Einerseits neigt er zur gesellschaftlichen Integration, zur Nachbarschaftlichkeit und Freundschaft, zur Hilfe für seinen Mitmenschen, die bis zur Selbstaufopferung gehen kann, andererseits hat der Kampf um Nahrung, Energie und, um möglichst große Gebiete der sie spendenden Ökosphäre, aber auch um zuträgliche gesellschaftliche Institutionen und die dazugehörigen Ideologien, zu Mißtrauen, Furcht und Feindschaft der um sie konkurrierenden Gruppen, Stämme und Staaten geführt.

Die rücksichtslose Ausbeutung seiner Umwelt hat den Menschen als Gesellschaftswesen nun an einen kritischen, offenbar den endgültigen Scheideweg geführt. Entweder vollzieht er in dieser äußersten Situation eine totale Wende, die in der Unterwerfung unter die ökologischen Gesetze besteht, oder er begibt sich in die Gefahr einer möglichen Selbstauslöschung als biologische Spezies. Das ist der *eine* Aspekt der Selbstvernichtung. Der *andere* besteht darin, daß der Mensch, gerade als er begann, die Prozesse, die zur

Entstehung des Lebens auf unserem Planeten geführt haben, und die komplizierten Mechanismen, mit denen es im Laufe der Jahrtausende lernte, die es bedrohenden physikalischen Einflüsse abzuwehren, zu verstehen – daß er gerade in diesem Augenblick das Wissen erwarb, Prozesse des Atomzerfalls, wie sie in der Erdkruste aufgrund natürlicher Zerfallsreihen seit Urzeiten stattfinden, in exponentiell beschleunigter Form als explosive Kettenreaktion ablaufen zu lassen. Damit hat er sich und dem ihn tragenden Leben auf diesem Planeten die kosmische Selbstmordpistole in die Hand gedrückt. Er kann sie nie wieder loswerden, denn sie ist kein verschrottbares materielles Produkt, sondern unvergeßliches, in jedem Augenblick wieder zu realisierendes Wissen.

Da die Kosmologie und die Astrophysik in den letzten Jahren das »anthropische Prinzip« entwickelt haben – die Entdeckung eines netzartig-finalistischen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Naturkonstanten wie Gravitationskonstante, Wirkungsquantum, elektrische Elementarladung, Lichtgeschwindigkeit etc., Größen, die man bisher für unabhängig voneinander gehalten hatte, die aber gerade in dieser vorgefundenen Faktizität und Proportionalität zusammenwirken mußten, um nach Milliarden von Jahren biologische Intelligenzen menschenartigen Charakters hervorzubringen –, andererseits die Konzeption der »Entropie« des letztendlichen Ausgleichs aller Energiedifferenzen, die ja überhaupt erst das ermöglichen, was wir als »Ereignisse« zu bezeichnen gewohnt sind, im »Wärmetod« des Universums, auch auf die Theorie der Gesellschaft, des Kultur- und industriellen Arbeitsprozesses Einfluß zu gewinnen beginnt, fügt sich die neuerworbene Fähigkeit des Menschen, atomare Zerfallsprozesse künstlich in den entropischen Ablauf der Geschichte einzubringen, in geradezu merkwürdiger Koordination in das sich abzuzeichnen beginnende »anthropisch-entropische« Welt- und Menschenbild (wie ich es einmal nennen möchte) ein.

Das Ensemble der Naturkonstanten, von denen man bis heute nicht zu sagen weiß, warum sie gerade *diese* ihnen zugehörigen Größen und keine anderen haben, und die dennoch in gerade *dieser* Proportionalität zusammentreffen mußten, um sich eines Tages im Gehirn des Menschen in ihrer Zusammengehörigkeit spiegeln zu können, dieses Ensemble zielte offenbar von vornherein auf ein Wesen mit der Freiheit zur Selbstbewahrung und Spiegelung des Universums oder zur Selbstzerstörung. Das ist der *dramatische* Aspekt des Universums, eine Konzeption, die sich grundsätzlich unterscheidet von jener etwa eines Pascal, den das »Schweigen der unendlichen Räume« mit Grauen erfüllte, weil er in ihm die Beziehung zum Menschen vermißte, oder eines Jacques Monod, der den Menschen als zufallsbedingten »Zigeuner« am Rande eines fremden Universums sah. Der Mensch ist gewollter Mitspieler im Drama des Universums. Seine letzte und endgültige Waffe ist das von ihm entdeckte Beschleunigungsinstrument in der radioaktiven Zerfallsreihe. Die Quelle wohl aller Energie unseres Planeten, des gesamten Sonnensystems und vermutlich des ganzen Kosmos ist in atomaren Prozessen zu suchen, ähnlich den Kernreaktionen im Innern der Sonne. Es sind aber nicht nur die verschiedenen Energieformen ineinander umwandelbar, sondern auch, wie die moderne Physik zeigen konnte, *Energie* und *Materie*. Albert Einsteins Gleichung: die Energie ist gleich der Masse, multipliziert mit dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit, zeigt, welche ungeheuren Energiemengen einer Masse äquivalent sind. Die Bedingungen der gegenseitigen Umwandelbarkeit hat der Mensch entdeckt und zur Basis eines unvorstellbaren Zerstörungsapparates gemacht. Die Selbstvernichtungsmöglichkeit des Menschen als Gesellschaftswesen beruht also auf *zwei* Quellen: der ökologischen und der physikalisch-atomtechnischen. Ob er die eine oder die andere oder beide zusammen in Interaktion benutzen wird oder nicht, hängt nun wiederum davon ab,

ob und in welcher Weise er die *andere* Gewalt, mit der er sich auseinandersetzen hat, die Ambivalenz seiner *eigenen* Natur, zu beherrschen lernt. Er muß den Krieg als die bisherige Form der Auseinandersetzung mit sich selbst als Gesellschafts- und Staatenwesen abschaffen. Das ist von nun an seine unausweichbare Überlebensbedingung auf diesem Planeten. Denn auch der Krieg seinerseits vereinigt wiederum *beide* Aspekte der Zerstörung: den ökologischen und den strahlenphysikalischen. Krieg erfordert Rüstung, und Rüstung verschwendet die begrenzten materiellen Ressourcen der Erde in verbrecherischer Weise. Kriegsrüstung beschleunigt das Entropieprinzip, das Prinzip des Energieverfalls. *Kommt* es aber zum Krieg, tritt zum ökologisch-entropischen Verfallseffekt der atomenergetisch-strahlenphysikalische hinzu: Die freigesetzte Radioaktivität würde den Menschen als biologische Spezies vernichten oder so degenerieren, daß sein Leben lebensunwert wird.

Die Situation, in die der Mensch sich durch den Erwerb des Wissens von der Entfesselung der Atomkraft hineinversetzt hat, könnte in übertragenem Sinne mit derjenigen verglichen werden, wie sie in einem Science-fiction-Film dargestellt wird: Die Erde wird von außerirdischen Wesen bedroht. Eine Invasion schrecklicher Monstren stände vor der Tür. Augenblicklich würden alle politischen, nationalen, rassischen, religiösen, wirtschaftlichen Interessengegensätze bedeutungslos, und es gäbe für alle nur noch *einen* gemeinsamen Feind: die »Außerirdischen«. In dieser Situation befindet sich die Völkergemeinschaft heute. Ihr gemeinsamer Feind ist die Vernichtungsdrohung der Atomrüstung. Gelingt es der Völkergemeinschaft nicht, diese Drohung zu bändigen und auf Dauer in Schach zu halten, droht ihr die *gemeinsame* Vernichtung. Das ist das neue, alles verwandelnde Faktum der gegenwärtigen und künftigen Weltsituation. Über die Beziehungen dieser atomaren Vernichtungsdrohung zur Bevölkerungsexplosion besonders in der Dritten Welt und zur ökologischen Zeitbombe

will ich im Rahmen dieser Darstellung nicht sprechen. Das würde die Grenzen des mir zugebilligten Umfangs sprengen.

Die Vernichtungskraft des Atoms, obwohl erst von der militärhörigen Wissenschaft unserer Epoche in Sprungbereitschaft versetzt, sprengt alle Kategorien rationaler Menschlichkeit. Sie ist, obwohl ihr Wissen im Menschen geboren ist, etwas Widermenschliches, das dem Menschen die Paradoxie und die in das Gegensatzpaar Selbstbewahrung – Selbstvernichtung eingebundene, alles sonstige Leben übersteigende Transzendenz seines Daseins zum Bewußtsein bringt.

Deshalb muß an die Stelle der nationalstaatlichen Machtpolitik die Welt-Innenpolitik (Carl Friedrich von Weizsäcker), die Zusammenarbeit aller mit allen angesichts der gemeinsamen Bedrohung, treten. Es gilt, in den Sicherheitsinteressen des Gegners seine eigenen wiederzuerkennen, sich mit ihnen zu identifizieren. Das ist die neue Logik internationaler Beziehungen, an der kein Weg vorbeiführt. Der Palme-Bericht *Common Security* kommt zu derselben Schlußfolgerung, wenn er feststellt:

»Der einzig realistische Weg zur Vermeidung einer Katastrophe besteht darin, möglichst schnell ein Verfahren zu entwickeln, durch das rasche Fortschritte im Sinne einer Abrüstung erzielt werden, und ein System wirtschaftlicher und politischer Zusammenarbeit zwischen den Völkern zu schaffen, so daß alle ein starkes und unparteiisches Interesse an dessen Fortbestand haben.«

Es mag vielleicht gewagt oder sogar zynisch anmuten, derartiges zu sagen, aber es könnte auch nüchternen Realismus bedeuten, wenn man die These aufstellt, daß diese äußerste Situation zugleich die Chance darstellt, um endlich, nach Jahrtausenden nicht abreißen blutiger Metzeleien zwischen Gruppen, Stämmen, Rassen, Völkern und Staaten, einzusehen und danach zu handeln, daß der Krieg als Interessenauseinandersetzung total ausgespielt hat und daß die

Politiker sich fundamental andere Methoden der Problemlösung einfallen lassen müssen.

Wir haben nurmehr die Wahl zwischen unbedingter Friedenspolitik oder der Auslöschung aller, auch der bisher immer überlebenden Herrschenden. Diese Friedenspolitik kann nicht allein den Kabinetten der Machtausübenden überlassen bleiben, sie verwirklichen sich nur in zäher, stetiger Interaktion zwischen Regierungsapparaten und den Staatsbürgern, also in basisdemokratischer Wechselwirkung. Die Friedensbewegung der Regierten ist bereits staatenübergreifend. Ebenso staaten- und grenzüberschreitend muß die Friedenspolitik der regierenden Apparate werden. Der Friede wird das gemeinsame internationale Sozialprodukt der Staaten- und Völkergemeinschaft sein, von dem wir alle leben.

Die gegenwärtige Industriegesellschaft ist eine Rüstungsgesellschaft. Ihre Produktivität nährt sich nicht zum wenigsten aus dem Zerstörungspotential, durch welches sie die übrige Welt, die Welt der Armen, Hungernden und Entrechteten, aus Profitgründen destabilisiert. Ein Beispiel: Wir lieben die Natur, müssen es aber sehenden Auges und fühlenden Leibes erleben, daß unsere Wirtschaft sie zunehmend zerstört. Der in den demokratischen Industriestaaten von den Regierenden geduldete Protest der Bürgerinitiativen ist lediglich das Feigenblatt der »sozialen Marktwirtschaft«, die in ihrer Grundtendenz ökologisch zerstörerisch ist. Wir wissen zum Beispiel, daß die Radioaktivität die größte Gefährdung darstellt, der sich das Leben auf diesem Planeten seit seiner Entstehung gegenüber sieht. Trotzdem werden uns Atomkraftwerke aufgezwungen, deren radioaktive Rückstände eine nicht wieder aus der Welt zu schaffende Bedrohung unseres und des Lebens unserer Nachkommen für Jahrtausende darstellen. Ich könnte diese Liste fortsetzen. Frage: Warum haben wir zwar auf dem Verfassungspapier Freiheit, Menschenwürde, Unverletzlichkeit des Lebens und wie diese schönen Errun-

genschaften alle heißen, auf die wir uns als Nutznießer der sogenannten freiheitlich-demokratischen Grundordnung soviel zugute tun, und warum sind wir in Wirklichkeit unfrei, Gefangene eines Systems, das sich in mancher Beziehung als lebensfeindlich enthüllt?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir, glaube ich, von einer Illusion Abschied nehmen, der Illusion nämlich, daß mit der Geburt des modernen, auf demokratischen Prinzipien beruhenden Nationalstaates auch das Licht der allgemeinen individuellen Freiheit erschienen sei. Ich glaube, das stimmt so nicht! Man wird mir meine These kaum abnehmen, denn allgemein hält man ja den Nationalstaat, besonders in seiner verfassungsmäßigen, parlamentarisch-demokratischen Form, für einen Träger zunehmender staatsbürgerlicher und individueller Freiheiten, im Gegensatz etwa zu den Feudalstaaten des Mittelalters oder zur absolutistischen Monarchie, die von der Französischen Revolution abgelöst wurde. Bei dieser Betrachtungsweise darf man jedoch nicht übersehen, daß der moderne Nationalstaat mit seiner Souveränitätsstruktur diejenige politische Herrschaftsform ist, die dazu bestimmt war, die ausbeuterische Expansion der modernen Wirtschaft in ihrer wissenschaftlich-technischen Ausprägung seit dem 17. Jahrhundert zu zentralisieren, zu monopolisieren und in ein politisches Funktionsgefüge zu zwingen.

Hinter der Maske des allgemeinen Wahlrechts und bürgerlich-parlamentarischer Freiheiten legalisierte er (der Nationalstaat) die Expansionsdiktatur der Wirtschaft und unterminierte die *eigentlichen* Menschenrechte, nämlich im Einklang mit der Natur und mit den Bedürfnissen des individuellen, familiären und nachbarschaftlichen Daseins zu leben. Diese Entfremdung erreichte im anonymen, automatisierten industriellen Arbeitsprozeß einen ihrer Höhepunkte. Außerdem ist der Nationalstaat eng verschwistert mit dem Krieg als Instrument der zwischenstaatlichen Auseinandersetzung. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte

und besonders des unsrigen zeigt das eindeutig. Die allgemeine Wehrpflicht, eine Sozillast erst des Nationalstaates, hatte im Zusammenhang mit der Notwendigkeit einer schnellen Mobilisierung der Streitkräfte die Zentralisierung der Verwaltung und der Kommunikationsmittel zur Folge. Das wiederum förderte die Entwicklung der Schwerindustrie, die ihrerseits die Voraussetzung der militärischen Rüstung ist. Industrie, Technik und verwaltungsmäßige Zentralisierung verlangten vom Staatsbürger eine immer stärkere Disziplin.

Der Gleichschaltung der Körper durch die allgemeine Wehrpflicht entspricht die Gleichschaltung der Intelligenzen durch die allgemeine Schulpflicht. Man kann diese Gleichschaltungstendenz auf weitere psychosoziale Gebiete ausdehnen. Bis zum Zweiten Weltkrieg liegt es sonnenklar auf der Hand, daß der Systemverbund von Schule, Armee, Presse, Verwaltung, Industrie und Arbeitsdisziplin den Krieg mir vorbereitet hat, auf den die Nationalstaaten angelegt sind. In den fast 40 Jahren seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erleben wir die Zunahme der Jugendkriminalität, des Terrors, der Neurosen, der Psychosen, der Krebs- und Arteriosklerose-Sterblichkeit, begleitet von einer wachsenden staatsbürgerlichen Frustration. In »normalen« Zeiten, das heißt in der voratomaren Epoche, wären solche Entwicklungen, verstärkt durch die Konkurrenz um Rohstoffgebiete und Absatzmärkte, längst in Kriege gemündet, denn Kriege waren im nationalstaatlichen System immer dann der letzte Ausweg der Herrschenden, wenn sie glaubten, die sozialen Probleme nicht anders als durch diesen Ableitungskanal meistern zu können.

Wenn auch der Ost-West-Gegensatz durch das »Gleichgewicht des Schreckens« bisher nicht zum militärischen Austrag kam, so besteht immerhin die wachsende Gefahr eines Konfliktes zwischen den Industriestaaten und der ausgepöbelten Dritten Welt. Die Industriegesellschaft hat die Dritte Welt ausgebeutet und sich gleichzeitig, was die Rohstoffe

betrifft, von ihr abhängig gemacht. Außerdem ist sie ein schlechter Lehrmeister für die Unterentwickelten gewesen. Sie hat deren Völker den Gebrauch neuer Waffen und den Mißbrauch der Vorstellungen vom materiellen Fortschritt, von schnellen Gewinnen der wirtschaftlich herrschenden Klassen und vom Wachstum des Bruttosozialproduktes im nationalstaatlichen Rahmen gelehrt. Dadurch hat sie die überkommene soziale Ordnung zerstört, die dörfliche Landwirtschaft aufgelöst und zur Massenflucht in die gigantischen Slums der Städte geführt. Daraus folgten auf der einen Seite Terror und Revolution, auf der anderen Seite repressive Diktaturen wie in Afrika, Lateinamerika und im südlichen Asien. Statt sich auf die Seite der Armen, der durch ihre Technologien Destabilisierten zu stellen, hielten die westlichen Industriestaaten es mit den blutigen Diktatoren – Somoza, Pinochet, Duarte – oder den türkischen, pakistanischen und anderen Militärs, weil sie ihnen ihre Rüstungsgüter verkaufen konnten, deren Export ihr eigenes System stützt.

Wohin wird uns diese Entwicklung führen? Erinnern wir uns an den Parallelismus von Herrschaftssystem und Waffen im Verlauf der Geschichte: Dem Stamm entsprach Pfeil und Bogen, der Stadt die Armbrust, dem Feudalstaat Lanze und Rüstung, den absolutistischen Monarchien Gewehr und Kanone, dem immer zentralisierteren Nationalstaat zunächst Panzer, Maschinengewehr, Bombe und schließlich jene Mittel, eine ganze Bevölkerung auszurotten: die ABC-Waffen.

Fazit: Die immer extensivere und intensivere Wechselbeziehung zwischen Nationalstaat und Krieg, von der Einführung des Dampfmotors Ende des 18. Jahrhunderts bis zu unserem Plutonium-Zeitalter hat die entscheidenden Faktoren zum Aufschwung des Industriesystems begünstigt: große Absatzmärkte, gesicherte massive Verkäufe an die nationalen Armeen, beschleunigtes Investitionswachstum, Konditionierung der Masseninstinkte im Hinblick auf die

Steigerung des Konsums und die »Verteidigung« dieser Konsum-Zivilisationsgüter durch Rüstung und Militär. Wir alle sind in dieses Räderwerk eingespannt. Seine Motoren sind Macht- und Zentralisierungstendenzen. Seine Werkzeuge Bürokratie, Verwaltung, Autonomie der Geldwirtschaft, Krieg zwischen den Märkten, Wachstums- und Innovationszwang, Übersteigerung der Eigentumsideologie. Die Nationalstaaten haben die Erde in Besitz genommen, deklarieren sich zu ihren Eigentümern, beuten sie und ihre Völker aus und verwandeln ihre Landschaften in militariserte Wüsten.

Es kann sich nicht darum handeln, dieses System von heute auf morgen zu stürzen. Sein Zusammenbruch würde zunächst das Chaos bedeuten, da es außerhalb des Systems keine Aufnahmestrukturen für die Alternativen gibt. Es geht eher darum, die neuen Strukturen auf regional-nachbarschaftlicher Basis langsam, in unermüdlicher Kleinarbeit, im ständigen Kontakt mit dem Nächsten in Haus, Familie, Gruppe, Gemeinde, Betrieb, Schule, Ortsverein usw. zu erproben, damit sie einsatzfähig sind, wenn das System eines Tages abgewirtschaftet hat, weil die Ressourcen ausgehen, das Wachstum stockt, die Absatzmärkte schrumpfen, Arbeitslosigkeit und Inflation anschwellen und die Rüstungslasten untragbar werden, kurz: wenn der Industrialismus, der, wie die Einsichtigen seit einiger Zeit wissen, nur eine kurzlebige Raub- und Ausbeutungsperiode auf diesem Planeten sein kann und konnte, in den letzten Zügen liegt. Dann muß die neue Aufnahmestruktur, müssen die Prinzipien einer neuen Energiewirtschaft, etwa eine dezentrale Sonnen-Wasserstoff-Wirtschaft, wie sie die Energiewissenschaftler John O Bockris und Eduard Justi bereits im realisierbaren exakten Modell ausgearbeitet haben, überschaubare Produktionseinheiten, eine dynamische Kreislaufwirtschaft, das Recycling der Rohstoffe, eine Verkehrsreform vom Auto weg zum öffentlichen Nah- und Fernverkehr, Selbstgestaltung der Produktionsabläufe auf

basisdemokratischer Grundlage usw., dann müssen alle diese neuen Strukturen eines menschenmaßgerechten Wirtschafts- und Soziallebens in bereits praktisch auf regional-kommunaler Basis ausprobierten Keimzellen bereitstehen. Anders ist die große Wandlung kaum vorzustellen.

An dieser Stelle vielleicht noch ein kurzer Blick auf eine neue Konzeption des sogenannten Bruttosozialproduktes. Seine Höhe, die Menge also der materiellen, handwerklichen, industriellen und landwirtschaftlichen Produkte, aber auch die sozialen Dienstleistungen, wie Verwaltung, Verkehr, Justiz, Medizin, Finanzen etc., gilt als Maßstab des individuellen und sozialen Wohlbefindens. Aber der Beweis, daß die Gesellschaft mit dem höchsten Bruttosozialprodukt auch die glücklichste Gesellschaft ist, ist angesichts der steigenden Krebs- und Selbstmordrate, der Unsicherheit, der Angst, der wachsenden Kriminalität, des Terrors etc. immer schwerer zu führen. Vielleicht sollte man deshalb den Begriff des Bruttosozialproduktes BSP durch den des Bruttosozialglückes BSG ersetzen. Bruttosozialglück entsteht, wenn jeder Bürger in dem Sinne glücklich wird, daß er sich in einem inneren Einklang mit dem von ihm geführten Leben befindet.

Ich denke in diesem Zusammenhang etwa an das Problem der strukturellen, durch Automatisierung, Rationalisierung und Mikroelektronisierung beschleunigt wachsenden Arbeitslosigkeit. Es könnte gelöst werden, wenn wir zu einer Neudefinition des BSP im Sinne des BSG kämen. Die bisherige Auffassung geht davon aus, daß Arbeitsplätze nur dann wirklich produktiv sind, wenn sie entweder materielle Verbrauchsgüter schaffen oder abgeltbare soziale Leistungen erbringen. Arbeitsplätze dagegen in den ökologischen Bereichen werden bisher, wenn sich, sogar bei den Machthabern und Profitmanagern, ein allmählicher Wandel des Denkens vollzieht, mehr als Kostenfaktoren angesehen, die die Volkswirtschaft belasten. Aus der Perspektive des BSG betrachtet, ist eine solche Sichtweise jedoch blanker Un-

sinn, denn reines Wasser, saubere Luft, sauerstoffproduzierende Wälder, eine unvergiftete Pflanzen- und Tierwelt, das sind doch keine Kostenfaktoren, sondern die *eigentlichen* Produkte der Natur, von denen wir alle leben und auf deren Grundlage unsere Produktionsfähigkeit überhaupt erst gedeiht und die bisher nur deshalb nicht als die grundlegenden Aktivposten in die nationalökonomische Bilanz eingegangen sind, weil der nationalökonomische Eigentumsbegriff nicht eindeutig auf sie anwendbar ist. Sie sind Gemeineigentum, gehören also zu jener geobiologischen Kategorie, die man in der antiken und mittelalterlichen Wirtschaft als die »Allmende« bezeichnete. Die Tragik dieser Almende besteht darin, daß niemand, am allerwenigsten die Profitkonzerne, sich für ihre Pflege und Reinhaltung verantwortlich fühlt. Jeder läßt seinen Schmutz und sein Gift dort ab, in der egoistischen Kalkulation, daß der dadurch erzielte private Nutzen den von ihm in Kauf zu nehmenden allgemeinen Schaden hundert- oder tausendfach aufwiegt.

Nichtsdestoweniger sind die Gaben der Allmende nicht weniger Produkte als jene Gaben, die wie Essen und Trinken unser Leben erhalten und die wir durch Arbeit erzeugen müssen. Arbeitsplätze, die diese gemeineigenen Güter erzeugen, sind also, auch nationalökonomisch gesehen, mindestens genauso notwendig wie die Arbeitsplätze der konventionellen Güter- und Sozialleistungsproduktion. Zu diesen Produktionsgütern gehört auch der *Friede*. Er erst ist ja die Voraussetzung aller anderen Güterproduktion. Es gehört zu den Perversionen und Ungeheuerlichkeiten der geläufigen Wirtschaftstheorie des Industriezeitalters, daß die Produkte der Rüstungsindustrie, die im Frieden keinen anderen Zweck und Sinn haben als auf ihre Verschrottung, die bereits in ihre Produktion einkalkuliert ist, zu warten, weil sie in der sich immer schneller drehenden Rüstungsspirale bereits bei ihrer Fertigstellung veraltet sind, und die im Kriege der Massenzerstörung dienen, dennoch

als Faktor in das BSP eingehen. Im System des Bruttosozialglücks wäre das nicht mehr der Fall. Da ist der Friede gewissermaßen das fundamentale Produktionsgut, auf dessen Grundlage alle anderen erst ihren Sinn und Nutzwert gewinnen. Friede als Produktionsgut: eine Sicht, die sogar hartgesottene Rüstungs-Monopolcapitalisten beflügeln könnte, endlich die Produktion auf das einzig positive und auf absehbare Dauer rentable Produktionsgut umzuschalten. Friede als Produktionsgut: ein Antrieb, eine unvergleichliche Motivation für schöpferische Kreativität auf allen Lebensgebieten. Wenn der Friede das allen gemeinsame Produktionsgut ist, könnte er allen Nationalwirtschaften als erstrebenswertes Produktionsziel dienen, das zugleich den Vorteil hätte, daß der lästige und konfliktrichtige Konkurrenzdruck zwischen den einzelnen nationalstaatlichen Volkswirtschaften – ich nenne nur das Konkurrenzdreieck Japan-USA-Westeuropa – wegfiel, denn wer Frieden produziert, ermöglicht damit auch dem anderen, Frieden zu produzieren. Das wäre dann der andere, der wirtschaftliche Aspekt der internationalen Sicherheitsgemeinschaft!

Wir haben also, im Blick auf das Jahr 2000, ein Nahziel und ein Fernziel. Das Nahziel ist das narrensichere Einfrieren und die fortschreitende Reduzierung der Raketenarsenale sowie der übrigen Atomwaffen, aber auch der ebenso menscheitsbedrohenden biologischen und chemischen Waffen durch wirksame Rüstungskontrollpolitik in Richtung auf eine weltumspannende Sicherheitsgemeinschaft. Dieses Bewußtsein einer wachsenden Stabilisierung sowie einer rationalen Beherrschung der noch existierenden Overkill-Kapazitäten ist die Mindestvoraussetzung für eine weltpolitische Inangriffnahme des Fernziels: die Abschaffung aller ABC-Waffen und die Herstellung krisensicherer politischer und sozialer Strukturen, deren Logik den Krieg für immer ausschließt. Im Angesicht eines Abgrunds, der uns alle zu verschlingen droht, müssen wir lernen, Formen und

Inhalte unseres zwischenmenschlichen und zwischenstaatlichen Verhaltens zu entwickeln, die geeignet sind, den Trend zur gegenseitigen Vernichtung nicht nur aufzuhalten, sondern in eine Richtung umzukehren, die der gegenseitigen Erhaltung und Stabilisierung dient.

»Im Atomzeitalter kann der Krieg nicht länger ein Mittel der Politik, sondern nur noch ein Anlaß zu Zerstörungen von nie gekanntem Ausmaß sein. Die Staaten können für ihre Sicherheit nicht mehr auf Kosten anderer Staaten sorgen – das ist nur noch durch Zusammenarbeit möglich. Sicherheit im Kernwaffenzeitalter heißt gemeinsame Sicherheit. Sogar ideologische und politische Gegner haben ein gemeinsames Interesse am Überleben. Es erfordert *Waffenbruderschaft* gegen den Krieg selbst. Die Bemühungen um Rüstungskontrolle und Abrüstung müssen vom Streben nach gemeinsamem Nutzen und nicht vom Vorteil für die eigene Seite bestimmt sein. *Ein Konzept der gemeinsamen Sicherheit muß an die Stelle der bisherigen Abschreckung durch Hochrüstungen treten. Der Frieden in der Welt muß sich auf ein Engagement für das gemeinsame Überleben statt auf die Drohung gegenseitiger Auslöschung gründen.*« (Der Palme-Bericht *Common Security*, S. 156.)

Auch die Literatur – es sei mir zum Schluß gestattet, dies als *Schriftsteller* noch zu sagen – hat in diesem Überlebensprogramm ihre zielbestimmte Aufgabe. Sie muß sich auf ihre modellschaffende Funktion besinnen. Sie muß mit der Soziologie, der Futurologie und anderen Sozialwissenschaften wetteifern, ja, muß ihnen vorangehen in dem Bemühen, Modelle des Miteinanderlebens zu entwerfen, die des Krieges als eines potenziellen und realen Faktors der sozialen und politischen Auseinandersetzung entbehren können. Jede andere Funktion der Literatur ist heute irrelevant gegenüber diesem einzigen Ziel, von dessen Erreichung der Fortbestand der menschlichen Gesellschaft abhängt. Denn die Weltlage, wie sie sich uns darbietet, ist illusionslos gesehen ein schwer durchschaubarer Komplex aus machttechni-

schem Systemautomatismus, ideologischer Strukturverkrustung und psychologischer Unberechenbarkeit. Aber trotz der Funktionalisierung und zunehmender Computerisierung aller unserer Lebens- und Produktionsverhältnisse ist und bleibt der Mensch ein *konkret* erlebendes Wesen. In den großen Gesellschaftszusammenhängen und -veränderungen wird er zwar zunehmend von Statistiken und abstrakten Sachzwängen gesteuert, in ethischen Fragen aber – und die Erziehung zur Friedensfähigkeit, das zeigt auch das mitmenschliche Pathos der Friedensbewegung, ist eine *ethische* Aufgabe – können ihn nur Verhaltensmodelle und -vorbilder beeinflussen, die ihn als *Person* direkt ansprechen. Dieses direkte Ansprechen durch den personalen *eidos*, der eine verhaltensformende Ausstrahlungskraft besitzt, ist gerade in dieser entscheidenden Übergangszeit eine der dringendsten Aufgaben von Literatur und Dichtung. Das rufe ich meinen Kollegen hier und in aller Welt zu: Tragen wir unser Scherflein dazu bei, daß das fragwürdige und auf die Dauer weder narrensichere noch menschenwürdige Gleichgewicht des *Schreckens* endlich durch ein Weltgleichgewicht des *Vertrauens* abgelöst wird!

Voltaire

Ein vulkanischer Vorkämpfer der Menschenrechte im Stilgewand des Erzählers

Neulich öffnete ich eine Kiste mit Büchern, die ich bei Freunden auf dem Lande untergestellt hatte, um sie vor den Bomben zu sichern. Unter den geretteten Schätzen befanden sich auch zwei Halbfranzbände: Voltaires Romane und Erzählungen. Ich konnte mich nicht mehr recht erinnern, was mich dazu bewogen hatte, gerade Voltaire der rettenden Arche anzuvertrauen; er hatte nie zu meinen Lieblingsautoren gehört.

Und nun hielt ich plötzlich die Romane und Erzählungen des Mannes in der Hand, der seinem Jahrhundert sowohl als Denker wie als Dichter die klassische Erfüllung bedeutet hatte, jenes Mannes, dessen Name durch Generationen das gefürchtetste Symbol für alle freiheitlichen und menschheitlichen Tendenzen gewesen war, die schließlich in der Revolution mündeten. Mir fielen einige Sätze aus der unvergleichlichen Gedenkrede Victor Hugos auf Voltaire ein: »Da, Voltaire, stießest du einen Schreckensschrei aus, und dies wird dein ewiger Ruhm sein. Da begannest du den fürchterlichen Prozeß mit der Vergangenheit, du plädiertest gegen die Tyrannen und die Unmenschen für die Sache des Menschentums, und du gewannest sie. Großer Mann, sei auf immer gesegnet.«

Ich mußte plötzlich daran denken, daß die in dem vergangenen Jahr mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung beauftragte französische Nationalversammlung ihrem Entwurf ausdrücklich die Erklärung der Menschenrechte vorangestellt hat, eine sehr eindringliche Demonstration, die bezeichnend dafür ist, daß die Forderungen der Menschenrechte, für die uns vorangegangenen Generationen selbstverständlich und als stillschweigend vorausgesetzte Grundbedingung allen öffentlichen und privaten Lebens kaum

noch diskutiert, daß diese Menschenrechte plötzlich wieder als eine äußerst gefährdete Errungenschaft dastehen. Aus dieser Situation ergibt sich eine neue Aktualität des Mannes, der als unerschrockenster Vorkämpfer für die Grundforderungen der Humanität auf immer mit der Entwicklungsgeschichte der demokratischen Lebensform in Europa verbunden bleiben wird.

Voltaire hoffte, durch seine Dramen der Euripides des klassischen französischen Theaters zu werden. Er täuschte sich: Seine Dramen sind uns gleichgültig geworden. Aber seine Prosaerzählungen, die ihm neben dem großen Strom der Hauptschöpfungen als bloßer Seitenquell erscheinen mochten, sie gerade sind es, die uns noch heute mehr als ein nur respektvolles Interesse abnötigen.

Marmontel fordert in seinen *Éléments de Littérature*: »Jede ein wenig ernsthafte Poesie muß ihr Nützlichkeitsziel, ihren moralischen Zweck haben.« Man kann nicht leugnen, daß Voltaire sich in seinen Erzählungen streng an dieses Rezept gehalten hat. Tendenzdichtung also? Ja – Tendenzdichtung! Die herrlichste, originellste, unverblümteste, geschliffenste Tendenzdichtung, die ich kenne. Hier ist ein Apparat an kühner Erfindungskraft, ein exotischer Teppich von einer Dichtigkeit des Gewebes ausgebreitet, welcher selbst die bedeutenderen französischen Erzählwerke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in den Schatten stellt. Zwar ist die Form die des Rokoko-Salonromanes. Die Schilderung der Personen, Situationen, Landschaften, kurzum des Milieus erhebt sich kaum über die typisierende Erzählerkonvention jener Zeit. Die Mittel der individualisierenden Ausgestaltung, welche die Beschwörung charakterlicher Tiefe und menschlicher Transparenz bezwecken, sind Voltaire unbekannt. Seine Prosadichtungen sind Oberfläche – Oberfläche allerdings grandiosen, universellen Stiles. Sie stehen im Dienst einer einzigen Idee, einer Idee, die diesen Mann wie ein Dämon verfolgt haben muß: die Idee der Toleranz. Was er in der konventionellen Form der

orientalischen Erzählung, der Robinsonade, des Abenteuerromans leistet, um diese Idee in den kühnsten Verwicklungen, den spannendsten Kombinationen aufleuchten zu lassen, ist meisterhaft und von unvergänglicher Frische. Die Menschen, die er schildert, sind immer dieselben in ihrer Beschränktheit, Brutalität, Unduldsamkeit und Preisgebenheit einem zynischen Schicksal gegenüber. Was einzig wechselt, das ist die historische und geographische Szenerie, das Kostüm, die Maske, das Jahrhundert. Er wirbelt die Kulturen durcheinander, führt uns durch die Dekadenz Babylons, das Raffinement absterbender Perserdynastien, durch die Gelehrsamkeit Arabiens, die Weisheit der Brahmanen, durch Europas Irrgarten der Historie, durch die unberührte Wildheit Amerikas, durch Inkastädte und Dorado-Idyllen, läßt Könige und Minister auftreten, Philosophen und Religionsstifter, Bösewichter und Heilige, zivilisierte Huronen und Siriusmenschen, die trotz aller Verschiedenheit der Herkunft, Rasse, Religion und kulturgeschichtlichen Bedingtheit immer ein und dasselbe Antlitz zeigen: das des Menschen im Zustand der Intoleranz.

Das Gewebe, welches er so entwirft, hat kosmisches Ausmaß. Es besitzt keine Tiefgründigkeit. Voltaire geht es nicht um die individuelle Vertiefung, es geht ihm um die typische Gültigkeit. Er sieht hinter dem einzelnen Menschen das leidende Antlitz der Menschheit. Er geht nach der naiven Art der alten Epiker vor und handelt in dieser historischen Draperie die brennendste Aktualität ab. Seine Erzählungen vereinigen den fantastischen Reichtum von *Tausendundeiner Nacht* mit der Unbeugsamkeit des Moralisten. Das Bindemittel ist die Skepsis, eine Skepsis, die in diesen Erzählungen gleichsam an Stelle der fehlenden Transparenz steht.

Voltaires Romane spiegeln das Weltbild eines bewußten Kosmopoliten. Die barbarischen, feudalen, despotischen Gesellschaftsordnungen, die er in unendlichen Intrigen und Zuspitzungen bis an die Grenzen des Absurden zu entlar-

ven nicht müde wird, sind keine Karikaturen der Wirklichkeit: sie sind Verdichtungen derselben. Er gibt den bitteren Extrakt der Jahrhunderte. Er will nicht unterhalten, er will erschüttern. So gesehen, sind seine Erzählungen auch heute noch modern.

Der letzte Babylonier Hans Henny Jahnn

Hans Henny Jahnn, der Dichter, Dramatiker, Baumeister, Orgelbauer, Musikverleger, Ordensstifter, Hormonforscher, Pferdezüchter und Kulturphilosoph, ist nicht mehr. In wenigen Tagen hätte er sein 65. Lebensjahr vollendet. Wenn nicht alle Zeichen trügen, stand er, der in den zwanziger Jahren durch seine ungebändig-erosgeladen-neuheidnischen Dramen das Theaterpublikum schockiert hatte, um dann fast zwei Jahrzehnte so wie vergessen zu sein, an der Schwelle zu einem verspäteten Ruhm. Als Orgelbauer hat er ihn immer besessen; wenn nicht in Deutschland, das seine verdienstvollste Tat, die Rettung und Wiederherstellung der Hamburger Jacobi-Orgel Arp Schnitgers, mit Verfehlung lohnte, so doch im europäischen Ausland, vornehmlich in den nordischen Ländern (er war zwanzig Jahre lang Mitarbeiter und Ratgeber der berühmten Kopenhagener Firma Frobenius u. Co.). Die Klopstock-Orgel in Altona-Ottensen, die Orgel der Pädagogischen Akademie in Kiel, die Maximilians-Orgel der Stadt Düsseldorf, die umgebaute und erweiterte Cavaillé-Coll-Orgel im Dom zu Metz sind nur einige aus der großen Zahl von Umbauten und Neukonstruktionen, die dem Namen Jahnn in der Geschichte des abendländischen Orgelbaus einen ehrenvollen Platz bewahren werden. Die »Norddeutsche Orgelreform« geht im Wesentlichen auf seine Forderung nach klarer Manu- altypisierung und einem Pfeifenaufbau mit zweckmäßigen unterschiedlichen Frequenzlagen zurück.

Es schien notwendig, diese Verdienste Jahnn voranzustellen, um das Gedächtnis seines Namens schon zu Anfang in jenen Rang zu rücken, der ihm zukommt. Denn allzu einseitig-verzerrt hat ihn das Bewußtsein der literarischen Öffentlichkeit als Anwalt eines barocken Pan-Sexualismus, einer neuheidnischen, bewußt antichristlichen Geschlechtsverherrlichung einklassifiziert; ein Eindruck, der nur entstehen

konnte, wenn man die Frühwerke Jahnns, den *Pastor Ephraim Magnus* (1920 mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet), *Der Arzt, sein Weib, sein Sohn, Der gestohlene Gott* und den 1929 erstmals erschienenen Roman *Perrudja*, ein höllengebueghelartiges Konglomerat aus Weltschwermut, Naturmystik, spiritualisierter Sodomie und Homo-Erotik, aus dem Zusammenhang seiner übrigen Schöpfungen herauslöste. Das aber ist nicht zulässig im Falle eines Mannes, dessen Wesens- und Charaktergestalt ausgesprochen »symphonisch« angelegt war, dessen ganzes Sinnen und Trachten, so vielfältig und barock überschäumend es sich in den verschiedensten Wirkungsbereichen ausströmte, im Grunde einem einzigen Ziele zustrebte: der Schöpfung eines »neuen Menschen«.

Der 1894 in dem Hamburger Vorort Stellingen als der jüngste Sohn des Schiffbauers Gustav William Jahn geboren erhielt seine ersten Eindrücke in der kosmopolitischen Atmosphäre des Hamburger Hafens. Der Duft aus Meeresweite, Segelromantik, Werftenlärm, Matrosenjargon, aber auch aus Weltbürgerlichkeit und exotischem Farbenreichtum durchzieht sein späteres episches Werk, insbesondere die unvollendete Romantrilogie *Fluß ohne Ufer*, deren Gestaltenfülle, Weltgehalt und seelische Tiefendimension nur an einem Werk wie dem Knut Hamsuns gemessen werden kann. Die turbulenten Gymnasiastensjahre – er schrieb seine ersten Dramen auf der Schulbank, – verfaßte einen *Totentanz* und ein Romanfragment – wurden 1918 mit dem Abitur abgeschlossen. Zwei Jahre später verließ er als Kriegsgegner, zusammen mit seinem Freund Gottlieb Harms, Deutschland und lebte bis 1918 in Norwegen, dessen urwüchsige Landschaft mächtige Impulse auf sein literarisches Werk, besonders den *Perrudja*, ausströmte. Der Schweizer Literaturhistoriker Walter Muschg schreibt über diese Zeit: »In den Höhlen und Spalten der Granitlandschaft um den kleinen Hafenplatz, in dessen Hotel er hauste, ging ihm der älteste Sinn des Bauens auf: daß es

Gliederung von Materie sei, nicht Gliederung von Raum. Seit dieser Offenbarung im Fels glaubte er sich zur Baukunst berufen. Er erkannte in den Pyramiden und den romanischen Domen solche rhythmische Gestaltung von Massen, die noch den ganzen Menschen angeht, nicht nur das Auge wie die Baukunst der Gotik und der Neuzeit. Wie seine ganze Generation trachtete er nach dem Elementaren, Primitiven und fand es in der archaischen Kunst. Nur der Sakralbau beschäftigte ihn, nicht die Erfindung von Schutzräumen für die menschliche Notdurft; er dachte, ohne es zu wissen, wie der damals wiederentdeckte Bachofen: »Für die Toten hat man eher gebaut als für die Lebenden.«

Diese archaisch-sakralen Baugedanken verschmolz er mit seinen orgelbautheoretischen Erkenntnissen zu einer Klangzahl und Symbolwelt, in der seine Ideen vom harmonikalen Aufbau des Kosmos, ganz im Sinne Pythagoras', Platos und Keplers, ihren Niederschlag fanden. Solche Ideen leiteten ihn denn auch bei einem Unternehmen, das zu den utopischsten, phantastischsten Projekten dieses Jahrhunderts zählt: wir meinen die 1920 gegründete »Glaubensgemeinde Ugrino«, die mit Kultstätten und Sakralbauten, mit Musikhallen, Theatern und Erziehungsstätten unter der Leitung einer priesterlich-künstlerischen Führungshierarchie ein »Orpid« des »neuen Menschen«, eine Hochburg des Kampfes gegen die Zerstörungskräfte der Zeit werden sollte. Das Unternehmen konnte nicht anders als mit einer Katastrophe enden; aus der Konkursmasse wurde lediglich der Ugrino-Musikverlag gerettet, in welchem Jahnns, der die Vernichtungsorgien des Weltkrieges mit dem Bau von Pyramiden hatte beantworten wollen, nun die Gesamtausgaben der großen Barockmeister Vincent Lübeck, Arnold Schlick, Samuel Scheidt und Dietrich Buxtehude herausgab.

Die drei wesentlichen Schaffensgebiete Jahnns: Reform der europäischen Orgelbaukunst, Gesamteditionen großer

Barockmusiker und ein weitverzweigtes literarisches Werk – wohinzu noch seine Erfahrungen als Landwirt, Pferdezüchter und Hormonforscher kämen, die er während seines Exils auf der Insel Bornholm von 1933 bis 1945 machte –, ordnen sich harmonisch dem Zentralmotiv seines gesamten Dichtens und Schaffens unter: der Verzweiflung gegenüber Tod und Vergänglichkeit. Er war ein Heide, weil er in der Triebverengung des Christentums eine lebensfeindliche Macht sah. Aber man könnte ihn sich ebensogut als glühenden Christen vorstellen, denn das Christentum verkündet, was er nicht zu hoffen wagte: die Auferstehung des Fleisches. Das Fleisch, die Größe und das Elend des Fleisches, seine Lust und seine Qual, sein Glanz und sein Untergang, das silberne Blühen des Fleisches in geschmeidigen Körpern, sein Erschauern in den Ekstasen der Liebe, dieser Liebe, die er ganz im Sinne Klages' als »kosmogonischen Eros« sah, als einzige Rückbindung (religio) der Seele an die harmonische Ordnung des Kosmos: das ist das große, immer wieder variierte Thema seines Werkes, dem man fälschlicherweise Obszönität und Perversion nachsagt. Jahnn ist nicht obszön, selbst wenn er zuweilen in der Beschreibung fleischlicher Sensationen schwelgt. Er hat im Gegenteil die Keuschheit des Fleisches wiederhergestellt, weil er den Blick für seine Größe, seine Vergänglichkeit und seine Tragik von allem nur Lüsternen und Anstößigen reinigte.

Er wollte den Mythos in eine technisierte Welt zurückverpflanzen. Das war ein vergebliches Bemühen. In seiner Trilogie *Fluß ohne Ufer*, deren zweiter Teil sich als Selbstbiographie des Komponisten Gustav Anias Horn darstellt, einer Parallelfigur zum Adrian Leverkühn aus dem *Doktor Faustus* von Thomas Mann, versucht er noch einmal, die Partitur der Welt nachzukomponieren. Das Werk ist ungestalt, formlos, überfließend, beileibe nicht immer gut »komponiert«, aber es enthält Passagen von einem sinnlichen, dann wieder metaphysischen Glanz, die in der heuti-

gen Literatur einsam dastehen. Es ist ein Abgesang, dunkel und schwermütig: ein Gigant am Nabel der Welt hält die zerbrochene Leier in der Hand, baut sich eine neue auf Orgelregistern und Hormonmixturen und weiß doch: die Liebe, die diese Welt noch einmal erretten wird, hat nichts zu tun mit fleischlichen Ekstasen und sodomitischen Verbrüderungen, sie ist im Geist gezeugt und von der Technik getauft, sie strebt den Elementargeistern nach, die diesen Planeten verließen, und hofft sie eines Tages einzuholen, irgendwo unterm Sternenzelt.

Man wird Jahnns Dichtung weiterhin diskutieren. Man wird mit Recht das Ungeheuerliche, das Maßlose, das oft Geschmacklose und bewußt Anstößige kritisieren, denn dieser Dichter hat sich nicht selten durch unnötige Provokationen den Weg zum Publikum verstellt. Er ist ein Außenseiter in der heutigen Weltliteratur. Doch wird man ihn vielleicht eines Tages als eine der archetypischen Figuren der Dichtung wiedererkennen: als den letzten Babylonier, einen Nachfahren Gilgameschs, irrend durch Grabgewölbe und Mausoleen, verzweifelt auf der Suche nach dem Körper des geliebten Freundes Enkidu.



Heinrich Schirmbeck, Altersbild.

Nachwort

Heinrich Schirmbeck – wann beginnt seine Renaissance?

Am 23. Februar 2015 ist der hundertste Geburtstag des in Recklinghausen geborenen und am 4. Juli 2005 in Darmstadt gestorbenen Dichters, Friedens- und Menschenrechtsaktivisten Heinrich Schirmbeck. Dieser bedeutende Erzähler und Essayist, der sich zeitlebens keiner literarischen Schule anschloß, hat trotz verschiedener Ehrungen seit dem Großen Literaturpreis der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur 1950, trotz des internationalen Widerhalls seiner Bücher in den fünfziger und frühen sechziger Jahren immer noch nicht die gebührende Beachtung und Wiederentdeckung erhalten. Für dieses Ziel setzen sich eine Reihe von Persönlichkeiten, die 2004 gegründete Heinrich-Schirmbeck-Gesellschaft (www.heinrich-schirmbeck.de), die 2013 in Köln gegründete Heinrich-Schirmbeck-Stiftung (heinrichschirmbeck-stiftung.de) und das von der Malerin Helga Willuweit-Schirmbeck, der Witwe Heinrich Schirmbecks, gestaltete Schirmbeck-Haus auf der Darmstädter Rosenhöhe ein. Zwar sind seit 2005 einige wichtige Erzählungen und der bedeutendste Roman wieder in einer dreibändigen Werkausgabe im Wiesbadener AIG Verlag Immo Hilbinger greifbar, aber weiterhin sind die meisten Veröffentlichungen nur noch in Antiquariaten oder gar nicht mehr zu finden.

In der im Mai 1943 auf persönliche Intervention Hitlers verbotenen »Frankfurter Zeitung« veröffentlichte Heinrich Schirmbeck frühe Texte. 1944 verlegte Peter Suhrkamp sein erstes Buch *Die Fechtbrüder* (Neuaufgabe Mainz 1995). In den zwei Jahrzehnten zwischen 1945 und 1965, also in weniger als einem Viertel seiner Lebenszeit, entstanden Schirmbecks wichtigste Werke: die zwei Romane, die meis-

ten Erzählungen und Essays, darunter der Großessay *Ihr werdet sein wie Götter*. Bücher Heinrich Schirmbecks sind ins Englische, Französische, Spanische, Niederländische usw. übersetzt worden. Sein Roman *Ärgert dich dein rechtes Auge*, der zum ersten Mal literarisch die gesellschaftlich-kulturellen Folgen der Kernspaltung darstellt, erschien 1957 auf Deutsch. Als er 1960 in einer englischen und 1961 in einer separaten amerikanischen Ausgabe herauskam³, rühmte der Kritiker Orville Prescott ihn in der »New York Times« als den »geistig anspruchsvollsten Roman, den uns Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg, wenn nicht gar seit dem Erscheinen von Thomas Manns *Zauberberg*, bescherte«. Friedrich Sieburg nannte Schirmbeck den »Königsfalter in der sonst so öden Literaturlandschaft« und Robert Jungk stellte den »genialischen Einzelgänger«, dessen Zukunft »erst begonnen hat«, in eine Reihe mit den »wegweisenden literarischen Neuerern« wie Joyce und Kafka. Er schrieb: »Wenn in hundert Jahren von der deutschen Literatur nichts Substantielles mehr übrigbleibt, dann werden die Werke Schirmbecks leuchten wie die Sterne am Firmament.«

Seine Bewunderer hatte Heinrich Schirmbeck eher nicht unter den Belletristen (die Ausnahmen waren meist selbst Außenseiter wie Fritz Usinger), sondern unter Publizisten wie Robert Jungk oder Karlheinz Deschner und unter einigen Literaturkritikern wie Karl August Horst und Friedrich Sieburg. Legendar ist die Reaktion der auch in der Dichtersiedlung der Rosenhöhe wohnhaften Gabriele Wohmann, als ein Wagen des Technischen Hilfswerks für das Recklinghäuser Stadtarchiv Materialien aus Schirmbecks Haus abholte: »Jetzt kommt der Katastrophenschutz, weil Schirmbeck eine Katastrophe ist.« Auch eine Poetenkolonie ist nun einmal nicht das Reich von Harmonie und Solidarität,

³ *The Blinding Light*, Collins, London 1960; *If Thine Eye Offend Thee*, Simon and Schuster, New York 1961.

sondern ein Kampffeld der Selbstbehauptung und der Eitelkeiten. In ihm stand dieser Dichter – ein Mensch in seinem Widerspruch, persönlich nicht unschwierig, in asketischer Bescheidenheit und lange Zeit in desolaten wirtschaftlichen Verhältnissen lebend und zugleich seine geistige Bedeutung selbstbewußt verfechtend, viermal verheiratet, davon zweimal keine zwei Jahre lang, Vater von fünf Kindern. »Schreiben Sie mal bei vier kleinen Kindern, die nach Brot und anderen Dingen schreien, einen Roman! Ich hab's getan und bin nun am Ende meiner physischen, psychischen und finanziellen Kraft. Die Schulden, die ich, um mein Buch zu schreiben, auf mich genommen habe, können eigentlich nur durch die Erträgnisse eines Bestsellers getilgt werden. Ich finde nachts keine Ruhe mehr. Das ist die andere Seite der deutschen Gegenwartsliteratur«, heißt es sehr plastisch in einem Brief Heinrich Schirmbecks an Karlheinz Deschner vom 24. 9. 1957.

Heinrich Schirmbeck war nie ein Allerweltsschreiber für die allerbreitesten Lesermassen. Aber warum ist dieser Autor, dessen Werk durch die Berufung in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (1962), in die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz (1964) und in den Akademischen Rat der Humboldt-Gesellschaft (1969) geehrt wurde, heute nur Wenigen bekannt? Warum kennen oft nicht einmal Germanisten sein Werk, warum reservieren manche neuere Literaturgeschichten des 20. Jahrhunderts ihm allenfalls einige Fußnoten? Mehrere Gründe sind zu nennen und sie haben zu tun mit den Gesetzmäßigkeiten des Literaturbetriebes und Büchermarktes. Hier seien nur die drei wichtigsten umrissen:

– Der Markt verlangt lebenslängliche mediale Präsenz und eine möglichst kontinuierliche Buchproduktion. Als Heinrich Schirmbeck rund vierzig Jahre vor seinem Tode sein erzählerisches Werk abschloß und nur noch gelegentlich als Essayist und Publizist veröffentlichte, verstieß er gegen dieses ungeschriebene Gesetz. Kennzeichnend ist Dieter

Wellershoffs Bemerkung in einem Gespräch mit mir, Schirmbeck sei selbst schuld an mangelnder Beachtung seines Werks, ein Autor müsse sich bemühen, Jahr für Jahr ein Werk zu veröffentlichen. Aus Lektoren- und Verlags-sicht ist das durchaus nachvollziehbar, aber das Schöpferische hat andere Gesetze.

– Der Markt verlangt eine eindeutige Marke. Der Autor soll idealerweise in einem eng umrissenen Segment formal abgewandelte und inhaltlich neu aufgehübschte, aber im Kern dennoch immer gleiche und für die Leser leicht wiedererkennbare Wortware abliefern. Ein komplexer, oft geradezu enzyklopädischer Autor wie Schirmbeck, gleichzeitig Realist und Romantiker, Aufklärer und Phantastiker, oszillierend zwischen der Luzidität eines Voltaire und der Rauschgläubigkeit eines Hans Henny Jahn⁴ war dafür nicht zu haben und wird deshalb mit Mißachtung und Nichtbeachtung abgestraft.

– Der Markt begünstigt den mit der Mehrheit politisch konformen, verbal scheinoppositionellen Hofnarren-Schreiber. Der querköpfig-eigensinnige Westfale Schirmbeck, seit der Jugend ein Mann der Linken, aber nie ein dogmatischer Parteigänger, war vor allem in den achtziger und neunziger Jahren mit den politischen Blöcken und Familien über Kreuz. Der CDU/CSU war er zu zeitkritisch und zu links, der SPD und den staatstragend gewordenen GRÜNEN zu antimilitaristisch und neutralistisch. So sehr er 1980 mit dem grünen Aufbruch sympathisiert hatte, so sehr geriet er in Konflikte, als er eine konsequente Blockfreiheitspolitik, einen Friedensvertrag, eine Konföderation BRD/DDR und die Wiedervereinigung Deutschlands einforderte. Daß er sich innerhalb der Autorenzunft wenig Freunde machte mit seinen scharfen Attacken auf den golfkriegsbegeisterten Wolf Biermann, als dieser 1991 den Georg-Büchner-Preis erhielt, verwundert nicht.

⁴ Siehe die Essays Schirmbecks zu beiden Autoren in dieser Auswahl.

Schauen wir auf das literarische zwanzigste Jahrhundert zurück, so steht an seinem Anfang die letzte große originäre Künstlerbewegung, der Expressionismus. Alle sonstigen späteren Stilrichtungen, ob Dada, Neue Sachlichkeit oder Konkrete Poesie usw., sind nur Ausprägungen und Abwandlungen bestimmter Elemente des Expressionismus, des Realismus, der Romantik, der Klassik. Der Expressionismus hatte bereits viele seiner großen Begabungen wie Georg Heym, Georg Trakl oder Alfred Lichtenstein verloren, als Heinrich Schirmbeck geboren wurde. Zwar nahm dieser von den expressionistischen Stürmern und Drängern manche Anstöße auf, aber sehr viel bestimmender wurde für ihn eine spezifische Mischung aus Romantik und Realismus: Das Phantastische und die dunklen dämonischen Seiten des Lebens stoßen bei ihm auf die pralle Sinnlichkeit eines guten Lebens, aber auch auf die harte Tatsächlichkeit des Krieges, des Sterbens, des zermürbenden Alltags. Zugleich zeigt sich bei ihm ein an der Klassik geschulter unbedingter Formwille. Ohne daß er wie anderthalb Generationen vor ihm Paul Ernst eine »Neuklassik« proklamierte, war ihm daran gelegen, über die gewöhnliche Wirklichkeit hinauszugelangen und gegen alle modische Banalisierung die Schönheit einer kunstvollen Hochsprache zu verteidigen. Sehr scharf geißelt er 1968 in *Die Kunst ist tot* jene Literatur, die auf den Wellen der Moden und Trends mit modernistischer Wort-Akrobatik sich der Selbstbetäubung und Publikumsablenkung hingibt: »Die Clowns drehen sich um sich selber ...«⁵. Gleichzeitig ist Schirmbeck in Inhalt und Gehalt ein moderner Autor, der schon sehr früh an überlebten literarischen Dogmen rüttelt (*Von der Fragwürdigkeit des Erzählens* aus dem Jahr 1943), sich mit wachem Blick den Herausforderungen der technisch-wissenschaftlichen Umwäl-

⁵ *Die Kunst ist tot*, in *Gestalten und Perspektiven*, Darmstadt 2000, S. 113.

zungen stellt und der Literatur neue Gebiete erschließen will (*Mathematik im Roman*, 1950).

Hier ist die Stimme eines entschiedenen Demokraten und eines Intellektuellen im allerbesten Sinn zu hören, der sich weder den Nazis unterwarf noch den Doktrinen des Kalten Krieges und der etablierten Politik. Schon 1929 erhielt der Vierzehnjährige eine Anerkennungsurkunde des SPD-Innenministers Carl Severing für seine Verteidigung der Republik. 1933 wurde ihm aus politischen Gründen das Studium versagt. 1940 mußte er Soldat werden, desertierte aber kurz vor Kriegsende. In der Bundesrepublik engagierte er sich sehr früh schon gegen die Wiederbewaffnung, die Atomrüstung und die Atomkraftwerke. Die Neigung der Mitläufer und Opportunisten im Nachkriegsdeutschland, sich jenseits des realen antinazistischen Widerstands Rechtfertigungslegenden zurecht zu schwindeln, fand in ihm einen scharfsichtigen Kritiker (*Falscher Lorbeer*, 1947). Gegen die besonders im gespaltenen Deutschland grassierende Geschichtslosigkeit und Selbstentfremdung verteidigte er die Zielsetzung einer Überwindung des Zwiespalts in der »Geburt eines Dritten, ... das zwischen Totalitarismus und anarchischer Freiheit läge«⁶.

Angesichts der heutigen humanitären und politischen Katastrophen in Irak, in Afghanistan usw. sind seine Überlegungen zu Entmilitarisierung und Blocküberwindung, zu einer globalen Sicherheits- und Verantwortungsgemeinschaft, zu einem »Weltgleichgewicht des Vertrauens«⁷ aktueller denn je.

Heinrich Schirmbeck ist ein Dichter, dessen Blick weit in die Geschichte zurück und weit in die Welt hinausreicht. Seine zwei wichtigsten Romane *Ärgert dich dein rechtes Auge* (Schneekluth Verlag Darmstadt 1957) und *Der junge Leut-*

⁶ *Selbstentfremdung des deutschen Geistes?*, ebd., S. 110.

⁷ *Umriss einer Weltsicherheitsgemeinschaft in Die Angst des Ödipus. Zum sozial-ethischen Defizit der Moderne*, Frankfurt a. M. 1996, S. 210.

nant Nikolai (ebd. 1958; in der Urfassung als *Gefährliche Täuschungen* 1947 im Suhrkamp Verlag Berlin) spielen in Südfrankreich und in Rußland und behandeln weltumspannende Thematiken: Das Verhältnis von Umwälzungen in der Politik und im Denken, das Verhältnis von Erkenntnisdrang und humaner Verantwortung des Wissenschaftlers. Aber er ist kein Schriftsteller, der ohne reale und geistige Heimat, ohne Verwurzelung in Landschaften und geschichtlich gewachsenen Lebensräumen seine Texte aus der Retorte und aus dem zusammengerührten Allerlei schöpft. Für Heinrich Schirmbeck war seine westfälische Herkunft und Heimat persönlich und literarisch von größter Wichtigkeit. In den neunziger Jahren wollte er sogar zeitweise nach Recklinghausen zurückkehren. Seine späteren Wohnorte, etwa Frankfurt am Main und selbst Darmstadt, wo er fast vier Jahrzehnte zuhause war, spielen in seinen Werken eine geringere Rolle als Regionen wie Flandern, die er nur von Reisen kannte⁸.

Sein Geburtsort Recklinghausen, an der Markscheide zwischen industriellem Ruhrgebiet und agrarischem Münsterland gelegen, bildet den Hintergrund und die Stimmungsfolie für etliche seiner Erzählungen wie *Abschied von Elena*, die ihn als meisterhaften Porträtisten der Menschen und Landschaften an Emscher und Lippe zeigen. Ihn fasziniert nicht zuletzt die Mischung aus vergehender agrarischer Idylle einerseits und landschafts- wie menschenfressender Technik-Invasion andererseits. Es sind inmitten der schwarzen Kohlenhalden die Bergarbeitersiedlungen des proletarischen Recklinghausen-Süd, wo er zur Welt kommt, und die uralten Bauernhöfe seiner Verwandten im Umland, wo Mensch und Vieh unter einem Dach zusammenleben und auf

⁸ Hier vorgestellt durch die frühe Erzählung *Philemon und Marieken* von 1936, die um Glauben, Treue, Versuchung und Vergeblichkeit kreist; in *Aurora. Frühe Erzählungen*, Göttingen 1968, S. 34-40. Das Romanmanuskript *Barbara in Flandern* verbrannte übrigens 1944 bei einem Bombenangriff.

Großmutter's Obststreuelskuchen so manche Fliege mit eingebacken ist.

Ich habe versucht, verschiedene Facetten des Werkes von Heinrich Schirmbeck, seine Leitmotive und seine spezifische Lebens- und Stilmelodie an Texten und Textauszügen zu verdeutlichen, wobei natürlich der hier zur Verfügung stehende Raum enge Grenzen setzte und ich nicht wie in meiner zweibändigen Ausgabe von 1995⁹ auch Analysen seiner Arbeiten mit einbeziehen konnte. Die Auswahl beginnt mit Schirmbecks *Versuch einer Selbstdarstellung* aus dem Jahr 1968, *Wie ich mich sehe*¹⁰, gefolgt von frühen Erzählungen wie *Wanderung zum Strom*¹¹ von 1940 und *Abschied von Elena*¹² aus dem Jahr 1949, in denen der Autor auf wenigen Seiten meisterhaft Kindheitserinnerungen, kindliche Einigkeiten und erwachsene Gegensätzlichkeiten, das Aufeinanderprallen der proletarischen und der aristokratischen Lebenswelt, Beschreibungen des Elends und revolutionärer Kämpfe zusammenbringt. Auch in *Ärgert dich dein rechtes Auge* läßt Schirmbeck die Erinnerungen an das proletarische Recklinghausen seiner Jugend wirksam werden in der Beschreibung der südfranzösischen Szenerie. Aber viel wichtiger ist in diesem großen Roman das, was erst gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Weltpolitik zu bestimmen begann: Die Entdeckung der Atomspaltung und die Entwicklung der Atomwaffen, der endgültige Übergang der Wissenschaft aus einem Glasperlenspiel in eine das menschliche Dasein bestimmende und es zugleich

⁹ Heinrich Schirmbeck *Der Grenzgänger*, Hg. Rolf Stolz, Band 1: *Gesang im elektrischen Stuhl. Erzählungen und Romanstücke*, Band 2: *Orpheus im Laboratorium. Stimmen zum Werk*, Landpresse Verlag, Weilerswist 1995.

¹⁰ In *Aurora. Frühe Erzählungen*, Göttingen 1968, S. 89-94.

¹¹ Ebd., S. 24-29; zuerst in »Frankfurter Zeitung«, 1.3.1940.

¹² Ebd., S. 7-23.

bedrohende Macht. Von diesem archimedischen Punkt aus beschreibt Schirrnebeck im *Jungen Leutnant Nikolai* jene Menschen, die nach dem Scheitern der großen Träume am Anfang des 19. Jahrhunderts (sowohl der Napoleonischen Utopie einer institutionalisierten bürgerlichen Revolution wie auch der dagegen gerichteten antifeudalen nationalen Befreiungskriege und Aufstände) nach etwas Neuem, nach einem Ausweg suchten. Während die einen sich in die reine Wissenschaft zurückzogen, andere in den terroristischen Untergrund flüchteten, wendet sich Schirrnebecks rußlanddeutscher Protagonist Nikolai Schönig einer Alternative zu, die gleich weit vom Elfenbeinturm des Forschers wie vom radikalen Aktionismus des politischen Kampfes entfernt ist: der Brüderlichkeit der Verfolgten und Leidenden.

Das immer fraglich und zweifelhaft bleibende Eindringen gespenstischer Gegen- und Zwischenwelten in die Realität wird zum Thema in Erzählungen wie *Marche funèbre*, aber dabei wechselt der poetische Realist und realistische Romantiker Schirrnebeck nie vollständig auf die andere Seite, in das Reich der Phantasie und Magie. Es ist gerade die Grenze zwischen Wahn und Wirklichkeit, zwischen Gespenstern und Tatsächlichkeiten, die den Autor fasziniert. Genau dort prallen Welten aufeinander und schlagen Funken.

Fraueugestalten spielen für diesen vaterlos aufgewachsenen Schriftsteller eine ganz zentrale Rolle. Teils stehen sie fremd und unerreichbar neben den Männern, teils entziehen sie sich ihnen in den Tod und über den Tod hinaus wie Lucy Belfontaine in *Blessur in Silberbromid*. Die psychologisch nachvollziehbaren Motive wie Ängste und Rachegefühle verschlingen sich dabei mit dem Unerklärlich-Irrationalen und Schicksalhaften. Andererseits ist Heinrich Schirrnebeck ein Autor, der etwa in der bei allen Einsprengseln aus der Sphäre der Märchen, Legenden und Parabeln dennoch nüchtern-realistischen Erzählung *Philemon und Marieken*

sein christliches und humanistisches Credo verteidigt gegen eine Übersteigerung individualistischer Lusterfüllung. Eine verdinglichte, Geist und Emotion aussparende Ästhetik ist in der Tat das genaue Gegenbild zu der emphatischen und für das Humane engagierten Sicht- und Arbeitsweise Heinrich Schirrmbecks. In dem Essayband *Die Formel und die Sinnlichkeit* von 1964, der (so der Untertitel des Buches) *Grundzüge einer Poetik im Atomzeitalter* zu entwickeln versucht, beschreibt Schirmbeck den »Einbruch der Naturwissenschaften in unser Leben«, die »Überflutung unseres Alltags mit technischen Geräten«, die »Beschleunigung aller materiellen und informativen Prozesse« und die »Entsinnlichung aller traditionellen Lebensverhältnisse« als Reduzierung auf ein »abstraktes Skelett von Funktionen«. Er sucht dabei nicht eine Rückkehr in vormoderne Ausgangszustände, sondern »die Erfindung einer neuen Symbolik, in welcher das zur Anschauung kommt, was eigentlich nicht anschaulich ist: das Hineinwachsen des Menschen in abstrakt-funktionale Existenzformen, welche die Wissenschaft ihm aufzwingt.«

Sein zweiter großer Essayband *Ihr werdet sein wie Götter* (Düsseldorf 1966), vor einem halben Jahrhundert in der Anfangsphase der biologischen Revolution erschienen, geht aus von der Frage, inwieweit der Mensch seine Grundstruktur verändern kann und darf – im Spannungsfeld von Biotechnik, Biokybernetik, Physiologie, Genetik, Informationstheorie, Philosophie und Literatur. Schon damals sagte Schirmbeck voraus, daß diese Problematik die Auswirkungen der atomphysikalischen Entdeckungen in den Schatten stellen würde: »Und wie dem Schöpfer seine Schöpfung, nämlich der Mensch, durch die Hybris der Erkenntnis gewissermaßen entglitt, so begann dem Menschen seine Schöpfung zu entgleiten, nämlich die Gesellschafts-, die Staaten-, die Institutionen- und Apparatewelt. Wie Gott des Menschen nicht mehr Herr zu werden scheint, so wird der Mensch seiner Schöpfung nicht mehr Herr: sie entwi-

ckelt eine Eigengesetzlichkeit, die ihn in seiner Freiheit und Existenz bedroht.«

Einer einerseits von entfesselten Destruktivkräften und Atomapokalypsen, andererseits von Konsumwahn, Identitätsauslöschung und kultureller Amnesie bedrohten Welt, in der über Menschengzüchtung und die Herrschaft der Roboter nachgedacht wird, hat dieser Autor unendlich viel zu sagen – als nüchtern beobachtender Zeuge seiner Zeit, als Deuter der lastenden Gegenwart wie der Zukunftsgefahren, als unbestechlicher Chronist und unbedingter Humanist. Mit dickköpfiger Beharrlichkeit verteidigt er sein bei aller Kirchen- und Religionskritik zutiefst christliches Weltbild gegen die Macht des großen Geldes und gegen das seelenlose Funktionieren der Maschinenmenschen. Am 7. Juli 2005 schrieb ich in der »Neuen Zürcher Zeitung« in meinem Nachruf: »Zwischen fast allen Stühlen, in der Einsamkeit des Außenseiters und dessen, der seiner Zeit voraus ist, hat Schirmbeck den größten Teil seines Lebens verbracht. Er hat immer wieder den Mächtigen und den zeitweiligen Mehrheiten widersprochen – gerade weil er sich stets den europäischen Werten der Aufklärung und der Demokratie verpflichtet gefühlt hat. Menschenrechte, Literatur und Ethik sowie Wissenschaft und Ethik – das sind die Gebiete, die Schirmbeck selbst als ‚bevorzugte Aufgabenfelder‘ seines ‚aktionserfüllten Lebens‘ bezeichnet hat.« Ich zweifle nicht, daß noch unsere Enkel und Urenkel diesen Dichter der Freiheitsträume und des Gerechtigkeitsstrebens, der Nachtängste und der Lebenssehnsucht lesen und auf seine Worte hören werden.

Rolf Stolz

Textnachweise

Wie ich mich sehe – Versuch einer Selbstdarstellung, in: *Aurora. Frühe Erzählungen*, Göttingen 1968, S. 89-94 – *Wanderung zum Strom*, ebd., S. 24-29 – *Abschied von Elena*, ebd., S. 7-23 – *Philemon und Marieken*, ebd., S. 34-40 – *Blessur in Silberbromid*, in: *Die Pirouette des Elektrons. Meistererzählungen*, Düsseldorf 1980, S. 284-297 – *Marche funèbre*, in: *Die Pirouette des Elektrons. Meistererzählungen*, Düsseldorf 1980, S. 121-124 – *Karl Marx und die Harfenspielerin*, in: *Ärgert dich dein rechtes Auge*, Darmstadt 1957, S. 71-74; *Abschied*, ebd., S. 104-107; *Nachtwanderung*, ebd., S. 356-361 – *Der Abtrünnige*, in: *Der junge Leutnant Nikolai*, Darmstadt 1958, S. 5-9; *Aus Nikolai Iwanowitschs Tagebuch*, ebd., S. 207-211; *Einige Wochen später wanderte Schönig...*, ebd., S. 285-290 – *Von der Fragwürdigkeit des Erzählens*, in: *Gestalten und Perspektiven*, Darmstadt 2000, S. 13-24; *Falscher Lorbeer*, ebd., S. 448-450 – *Selbstentfremdung des deutschen Geistes?*, ebd., S. 103-110 – *Die Kunst ist tot*, ebd., S. 111-114 – *Umriss einer Weltsicherheitsgemeinschaft*, in: *Die Angst des Ödipus. Zum sozial-ethischen Defizit der Moderne*, Frankfurt a. M. 1996, S. 192-210 – *Voltaire – Ein vulkanischer Vorkämpfer der Menschenrechte im Stilgewand des Erzählers*, in: *Gestalten und Perspektiven*, Darmstadt 2000, S. 363-365 – *Der letzte Babylonier – Hans Henny Jahnn*, ebd., S. 260-264.